VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

0093

ES GIBT WIEDER STROM!

ERÖFFNUNG AM
13. & 14. APRIL 2012
AB 14.00 UHR

NEUE ÖFFNUNGSZEITEN!

DI - DO: 14.00 - 01.00
FR & SA: 14.00 - 04.00

april 2012

versorgerin Nr / 93 / APR 2012 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Mit der neuen Versorgerin kommen wir ganz schön herum, bzw. ummadum wie wir hier in dieser sauberen dirty old town sagen. Wir starten am »Treffpunkt Afrika« – Senegal, Zimbabwe, Kenia, Südafrika, Tanzania und Elfenbeinküste sind einige der afrikanischen Länder, aus denen die AkteurInnen anreisen, die an diesem Festival von 3. bis 5. Mai in und vor der Stadtwerkstatt teilnehmen werden und über die auf den Seiten 3 bis 5 zu lesen ist. Über ein internationales afrikanisches Phänomen erfährt man auf Seite 5 von Christian Wellmann: »Punk in Afrika«.
Übers Meer back to old europe, nach Griechenland, das in diesen Tagen weniger mit der Seele, als mit Häme, ja Hass gesucht wird. Im Fährhafen von Piräus sitzt unser alter Bekannter Herr Groll und lenkt seine Gedanken naturgemäß vorerst auf den Schiffsverkehr, kommt dann aber rasch auf den »Kern der griechischen Misere« (Seite 7). Von der weiß auch der in Athen lebende Dichter und Philosoph Hatto Fischer auf Seite 8 zu berichten, quasi live aus »Griechenland vor der Wahl«.
»Dass Griechenland, nach jahrelangem vergeblichen Ringen um Entschädigung für das Massaker in Distomo, nun als Bittsteller unter deutscher Protektoratsverwaltung steht«, bezeichnet der Hamburger Autor Lars Quadfasel auf Seite 9 als das, was es ist: obszön.
Wie aber soll man bezeichnen, was Roma und Sinti in einem Europa des 21. Jahrhunderts widerfährt? Die Filmemacherin Marika Schmiedt präsentiert ihren neuen Film »ROMA MEMENTO Zukunft ungewiss?« am 19. April in der Stadtwerkstatt und spricht darüber mit Luis Liendo Espinoza auf Seite 11. Simone Schönett weist in ihrem Text auf Seite 11 u.a. auf den rassistischen Charakter des Bettelverbotes hin.
Auf einen Trip in ein fiktives California nimmt uns Kristina Pia Hofer auf den Spuren von Herschel Gordon Lewis, dessen Film *She Devils on Wheels*, sie auf Seite 13 auf seine Feminismus-Kompatibilität abklopft. Zurück in Schnitzelland, zurück auf dem Boden der dumpfen Realität werfen wir auf Seite 16 mit Stepan Grigat einen Blick zurück auf »unsere Leut«, auf die »FPÖ nach Jörg Haider«. Austriakisch operettenselig ist man derweil noch in Linz, wo nach der Welturaufführung der servus-Operette von Uschi Reiter auf Seite 2 und Herrn Xav auf Seite 15 Rückschau gehalten wird.
Wer sich für die Anfänge der Stadtwerkstatt, konkret das Jahr 1981, interessiert, der/dem empfehle ich das amüsante Buch *Gib dem Feuer keine Nahrung!* von »Brandzinken« Günter und das Interview auf Seite 14, das Tanja Brandmayr mit dem vom Stelzhamerbund gedissten Dialektautor geführt hat.
Wer seine Zeitung lieber anderen Zwecken zuführt, als sie zu lesen, sei auf unsere brandneue »relaunschte« website *http://versorgerin.stwst.at* verwiesen. Als Bonus bieten wir dort auch zwei LeserInnenbriefe, für die *in print* kein Platz war.

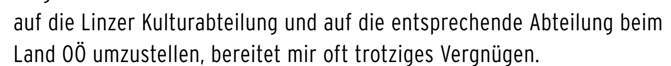
So long

k.

servus@servus.at

Aus dem Tagebuch einer Operette…

Ein paar Wochen ist es jetzt her, seit unser erstes Fest sprichwörtlich über die Bühne gegangen ist. Wir waren ja nie eine Freundin von regelmäßigen Geburtstagsfeiern und Ähnlichem, aber irgendwie war es an der Zeit, einmal eine servus-Sause zu organisieren. Bei einem Meeting im Sommer 2011 mit der servus-Vorstands-Crew wird unsere Lage, die wie bei vielen anderen Initiativen nicht besonders gut ist, diskutiert. Unsere Förderungen bei Stadt und Land stagnieren seit Jahren, obwohl wir eigentlich mehr produzieren und die an uns gestellten Anforderungen, Erwartungen und die Technologie auch komplexer werden. Nein, ein »Suderanten Fest« wollen wir nicht machen. Lieber einmal eine ordentliche Orgie und dann zusperren! Ich erhalte regelmäßigen Applaus und Lacher bei unseren Meetings, weil das Thema »Zusperren« gerne von mir strapaziert wird. Zugegeben, der theoretische Gedanke, einen Stecker unserer Internetverbindung zu ziehen, und eingehende Anrufe und Beschwerden auf die Linzer Kulturabteilung und auf die entsprechende Abteilung beim Land OÖ umzustellen, bereitet mir oft trotziges Vergnügen.


Akt 4 – Die Befreiung des Hyperwesens, Nicholas Treadwell

Innerhalb des besagten Treffens diskutieren wir auch, wer unsere Mitglieder sind und kommen zu der Vorstellung, dass wir bei einem servus-Fest diese auch einbinden wollen. Oft liegt der Verdacht nahe, dass viele unserer Mitglieder nicht wissen, dass sie keine Serviceleistung bei uns kaufen, sondern sich an der vorhandenen autonom verwalteten Struktur beteiligen, diese also unterstützen. Wer aber aller dahinter steht und was wir sonst noch so treiben, geht im Geschehen des Alltags oft unter. Hauptsache es funktioniert alles und das flott. Daher soll dieses Fest auch eines sein, wo man sich mal persönlich trifft und gemeinsam etwas tut, sich ein bisschen näher kennen lernt. Bei meiner Vorstellung an eine Orgie oder ein Happening als Format für unser Fest kommt das Treffen richtig in Fahrt. Bis Wolfgang »Fadi« Dorninger aufsteht und mit einer großen Geste verkündet: »Nein – ich hab's: Wir machen eine Operette!« Schallendes Gelächter bricht aus. Alle finden eine Operette, ohne noch zu wissen, um welchen Inhalt es dabei gehen könnte, so was von abartig, absurd und grotesk - einfach großartig daneben. Nach dem ersten Lachanfall also tauchen kurz die ersten Fragezeichen und runzelnden Stirnen auf. Operette gut und schön. Aber was ist unser Inhalt? Ganz naheliegend eigentlich stellt sich heraus, unser Thema ist das Internet. Nach diesem Treffen, das heiter fröhlich und in Bierlaune endet, hat sich unsere Sitzungskultur gewaltig verändert. Denn ab diesem Zeitpunkt trifft sich das Operetten-Kernteam regelmäßigen in zwei bis drei Wochenabständen drei Monate lang, um an dem Drehbuch für die Operette zu arbeiten. (2011/September, Oktober, November)


Fotos: Michaela Riess

Akt 4 – Jünger Didi Bruckmayr

Die Entwicklung einer Geschichte…

Nun es mag sein, dass das Genre Operette vermutlich nie in Betrachtung gekommen wäre, wenn unser Vorstand nicht aus »alten Hasen« der Szene bestehen würde. Dass wir an einer Operette arbeiten, zieht auch gerüchteweise seine Kreise. Nicht immer löst das helle Begeisterung aus, was uns sehr amüsiert. Die ersten »Operetten« waren ursprünglich kurze Werke mit grotesk-frivolem Inhalt (Pariser Operette). Sie waren am Anfang Freiraum für sexuelle Befreiung, maßlose Übertreibung, Manie, Verzerrung der Realität und Mut zur trivialen Tonsetzung. In der geschichtlichen Auseinandersetzung mit dem Genre versuchen wir also das lächerliche, verzerrte Abbild der Realität auf das Internetzeitalter umzulegen. Utopie, Hoffnung, Liebe, fremde Welt, Zensur, Verwandlung sind unser Grundgerüst, auf dem wir unsere Geschichten rund um das Internet aufbauen. Der Anspruch, den wir verfolgen, ist sicher nicht eine lückenlose Geschichte des Internets aufzuführen. Wir versuchen uns am Trivialen, am leicht Verständlichen. Allerdings sollen auch die Agenden von servus.at auf diese Weise darin vorkommen.

Die Realisierung des Drehbuchs

Unser Drehbuch haben wir mit Hilfe der Software Celtx verfasst. Schließlich ist unser Ziel, auch das gesamte Drehbuch später unter einer freien Lizenz zur Verfügung zu stellen.

Celtx ist eine freie Software für die Vorproduktion von Medienprojekten, wie Filme, Videos, Hörspiele, Theaterstücke, Dokumentationen und Spiele. Es bietet umfangreiche Funktionen zum Kreieren, Planen und Organisieren eines Projekts. Die Basisfunktion von Celtx ist das Editieren von Drehbüchern, die dem internationalen Industriestandard entsprechen. Ein Client-Server-System erlaubt die Zusammenarbeit innerhalb von Projekten über das Internet und fördert die integrierte und non-lineare Umsetzung. Celtx ist auf freien, nicht-proprietären Standards (z. B.: HTML, XML, RDF und TXT) aufgebaut und ist unter der Celtx Public License lizenziert. Die Entwicklung und Übersetzung der Software wird durch freiwillige Mitglieder der internationalen Celtx-Community bewerkstelligt. Es liegen Versionen für Windows, Mac OS X und Linux vor.



Die eigentliche Herausforderung

Ende Oktober 2011, da wir nun unser Drehbuch soweit fertig hatten, begann die eigentliche Herausforderung unseres Vorhabens: statt KünstlerInnen von unserem Drehbuch, das immer noch viel Gestaltungsspielräume offen ließ, zu überzeugen und sie für eine aktive Teilnahme zu gewinnen, bei dem gleichzeitigen Fakt, dass wir kein Budget für Honorare hatten.
Niemand konnte bei dem Vorhaben, ein Fest zu organisieren auch nur erahnen, dass daraus eine Operetten-Produktion in der Größe entstehen wird, die eigentlich nur realisiert werden konnte, wenn sich eine Menge von Leuten daran freiwillig beteiligen. Beim Schreiben des Drehbuches war bereits von bestimmten KünstlerInnen aus dem nahen Umfeld die Rede. Es ist natürlich recht naheliegend, die KünstlerInnen und MusikerInnen zu fragen, mit denen es bereits eine engere Verbindung gibt oder die wir als Schlüsselpersonen zu Kollektiven persönlich kennen. Zahlreiche Treffen wurden also organisiert, wo immer wieder unser Drehbuch mit viel Überzeugungskraft vorgestellt werden musste, um hin und wieder eine gewisse Skepsis aus dem Weg zu räumen - auch bei mir selbst bezüglich der Machbarkeit. Es gibt schon so etwas wie eine herrschende Grundstimmung, dass man eh nichts mehr machen kann, was irgendjemanden begeistert oder dass jemand etwas mit Begeisterung macht. Oder, dass wieder wer daherkommt und meint, alles sei nur eine Wiederholung dessen, was es ohnehin schon gegeben hat. Im Endeffekt gab es aber einen Punkt, an dem ich daran einfach nicht mehr dachte, sondern wo es einfach nur mehr ums Tun ging. Für das Kernteam war die Geschichte inhaltlich schon relativ klar. Aber bekanntlich liegt der Hund im Detail und darin, wie die Theorie in die Praxis umgesetzt werden kann. Auch das Ausloten, wie wir mit den beteiligten KünstlerInnen in der Geschichte einen inhaltlichen und gestalterischen Umsetzungsspielraum schaffen können, beschäftigte uns bei unseren Treffen. Ab der Zusage der KünstlerInnen und MusikerInnen, sich auf das Experiment einlassen zu wollen, gab es bei allen einen riesigen Motivationsschub. Mir fiel die erste Tonne vom Herzen.

Von da an war die Koordination und das Einholen von Updates, das Feilen an Texten, das Finden von gemeinsamen Terminen, das Koordinieren, was genau wann mit wem besprochen werden sollte, eine wirkliche anspruchsvolle Arbeit, die mich persönlich vor allem zum Schluss hin beinahe an die Grenze meiner organisatorischen Fähigkeiten kommen ließ.
Zudem galt es ja auch noch, das Rundherum nicht aus den Augen zu verlieren. Kostüme, Requisiten-Bastelei, Bühne/Licht, Versorgung, Grafik, die Gewinnung und Einbindung der gesamten Stadtwerkstatt, ein verteiltes Konzert, Tombola mit Tombola-Automaten, ExpertInnen, Presse und weiß der Teufel was noch alles. Gewisse Durchhänger, die es logischerweise gab, wurden in verteilten Rollen des Kernteams immer wieder aufgefangen. Die Qualität des gesamten Unterfangens jedenfalls war für mich der ganze Prozess und die Auseinandersetzung mit dem Thema in der Form. Und wies es so schön heißt in der in der Operette entstandenen »Hymne«. Ohne d.i.t. (do it togehter) gibt's keine Community! Und ohne Community hätte es am 24.02.2012 keine Operette gegeben.


Grande Finale - Fadi Dorninger & Co

www.core.servus.at

Us(c)i Reiter

Treffpunkt Afrika 2012

»Survival of the Hippest? – Urban Art and Culture in Africa«

Afrika ist anders. Anders als Europa. Aber vor allem ist es anders, als Europa denkt. Vom 3. bis 5. Mai veranstaltet die Stadtwerkstatt zum zweiten Mal das Festival »Treffpunkt Afrika«. Von *Stephan Roiss*.

#2TREFF AFRIKA

Die erste Ausgabe des Festivals darf getrost als Erfolg bezeichnet werden. Dass die Stadtwerkstatt dafür den Preis »Stadt der Kulturen« erhalten hat, stellt mit Sicherheit eine angenehme Bestätigung der geleisteten Arbeit dar. Wichtiger war freilich, dass es tatsächlich gelang, einen Raum für multikulturelle Begegnung, fruchtbare Diskussionen und hochwertigen Kunstgenuss zu schaffen.

2010 legte das Festival inhaltliche Schwerpunkte auf »Afrikanische Netzwerke« und »Aktuelle interkontinentale Entwicklungen in Hightech, neue Energie- und Umwelttechnologien«. Heuer steht es unter dem Generalthema »Survival of the Hippest? – Urban Art and Culture in



Foto: Heike Schiller

Aus: »Meeting Nairobi«

Africa«. Nomen est omen. Es geht also um aktuelle Tendenzen und Phänomene in Kunst und Kultur auf unserem Nachbarkontinent. Insbesondere um progressive und avantgardistische Strömungen, die städtischen Lebenswelten entspringen. Vor allem Filmkunst, Mode, Literatur und Networking werden hierbei in den Fokus geraten. Explizit geschieht dies im Zuge von Symposien, den konzeptuellen Herzstücken von »Treffpunkt Afrika«. Sprechen werden z.B. Selly Raby Kane, eine junge und vielfach preisgekrönte Modedesignerin aus Dakar (Senegal); der kenianische Autor und Herausgeber Billy Kahora, der für das Literatur-Netzwerk »Kwani Trust« arbeitet und Ephantus Kariuki von »Slum TV«, einer Medieninitiative, die das Leben in den Slums von Nairobi dokumentiert.

Das Geschehen am Podium wird von einem bunten Programm ergänzt und kommentiert. Neben zahlreichen Filmvorführungen und musikalischen Darbietungen finden eine Lesung, eine Comedyshow und ein Fußballturnier statt. Außerdem wird ein Workshop abgehalten, der mit einer Ausstellung einher geht – und primär auf Kinder und Jugendliche der oberösterreichischen Black Community ausgerichtet ist. Für das leibliche Wohl wird in Form von ruandischer Küche auf adäquate Weise gesorgt sein.
Auch in diesem Jahr ist es ein zentrales Anliegen des Festivals, überkommene Klischees zu dekonstruieren, um neue und fundiertere Sichtweisen auf Afrika zu ermöglichen. Sicher geht es auch darum, wirtschaftliche und politische Notstände ins Bewusstsein zu rufen. Notstände, die maßgeblich durch den Lifestyle und die Handelspraktiken Europas mitverursacht werden. Gleichzeitig soll aber der Spendenkonto-Automatismus demontiert und der Blick auf das selbstbewusste und hoffnungsvolle Afrika in seiner enormen kulturellen Vielfalt freigelegt werden. Die Diskurse, die »Treffpunkt Afrika« initiieren und begleiten möchte, sind nicht als Brutstätten grauer Theorie gedacht. Vielmehr besteht die Zuversicht, dass ein lebendiger Austausch konkrete Effekte in der Praxis zeitigt. Wissen befördert Empathie und Empathie ist das Fundament für respektvolles, solidarisches Handeln, wechselseitige Lernprozesse und das Entstehen kreativer Synergien. Dementsprechend zielt »Treffpunkt Afrika« auf einen offenen Polylog ab: zwischen den afrikanischen Gästen und der Linzer Szene bzw. dem lokalen Publikum. Speziell Menschen afrikanischer Herkunft, die in Österreich leben, sollen ein attraktives Angebot vorfinden.

Als Hauptschauplatz von »Treffpunkt Afrika« wird auch 2012 die Stadtwerkstatt fungieren. Zusätzlich werden das Schiff MS Traisen und das AEC Maindeck bespielt. Radio FRO und Dorf.TV werden regelmäßig vor, während und nach dem Festival Bericht erstatten.

Kuratiert wird »Treffpunkt Afrika« 2012 von Sandra Krampelhuber, die sich u.a. auch für das Programm des Kapu Filmfestivals verantwortlich zeigt. Wir baten sie zum Interview.

Wie beurteilst Du das erste »Treffpunkt Afrika«-Festival im Rückblick?

Ich habe mich sehr über den Erfolg und das Interesse des Publikums gefreut, es fand ein reicher Austausch statt. 2010 hatten wir jeweils ein sehr spezifisches Thema bei den Symposien (»Intercontinental Development in Technology« and »African Networks«). Vielleicht etwas zu spezifisch für ein breiteres Publikum. Dennoch war es sehr wichtig, diese Thematik aufzugreifen. Insgesamt ist das Format mit seinem Zusammenspiel von Symposien, Filmen, Musik und Sport sehr gut angekommen.

Was wird bei »Treffpunkt Afrika« 2012 anders sein als 2010?

Heuer geht es um »Urban Art and Culture in Africa«, ein weites Feld natürlich, das wir nur punktuell beleuchten können. Um dieses Thema wirklich intensiv präsentieren zu können, müsste man wohl ein mehrwöchiges Festival veranstalten. Doch leider stehen wir heuer vor der großen Herausforderung mit einem weit geringeren Budget als 2010 ein ebenso qualitatives wie interessantes Programm zu liefern – wobei ich zuversichtlich bin, dass uns dies gelingen wird. Der Rahmen des Festivals bleibt gleich, es wird wieder Symposien, Filme, Musik und ein Fußballturnier geben. Und das Programm wird sogar um einen Schulworkshop erweitert, dessen Ergebnisse dann auch im Zuge des Festivals präsentiert werden.

Worin bestand deine Motivation »Treffpunkt Afrika« zu konzipieren? Besteht eine persönliche bzw. biographische Verbindung zu Afrika?

Beim ersten »Treffpunkt Afrika« im Jahr 2010 bin ich erst nach der Konzipierung zum Team gestoßen und habe vor allem in der Produktion gearbeitet. Nach dem großen Erfolg stand bald fest, dass eine Weiterführung des Festivals angestrebt wird.
Persönlich liebe ich es einfach Festivals zu organisieren, Gäste zu haben und international zu arbeiten, vor allem im Themenbereich Afrika und afrikanische Diaspora, was auch meine Interessensgebiete während meines Studiums waren (Ethnologie, Sozial- und Kulturanthropologie). Mehrmalige Reisen nach Dakar/Senegal und ein kurzer Aufenthalt in Kisangani/DRC haben dieses Interesse noch verstärkt.
Speziell in Dakar hat mich von Beginn an das reiche Kunst- und Kulturschaffen einer sehr jungen Generation beeindruckt. So ist dann auch die Idee entstanden, ein Festival zu diesem Themenkreis zu machen. Nicht nur weil mich das einfach sehr interessiert, sondern auch weil ich einen Gegenpol zu den ständigen medialen Horrormeldungen und noch immer tief verankerten »westlichen« Auffassungen von Afrika (Naturpark, Bürgerkriegsgebiet, Katastrophenschauplatz) schaffen möchte. Das kreative Schaffen in urbanen afrikanischen Zentren steht denen in sogenannten westlichen Ländern um nichts nach. Es ist sogar das Gegenteil der Fall. Die afrikanischen Szenen dienen dem sogenannten Westen als Inspirationsquellen – nicht nur bezogen auf Musik, sondern auch auf alle anderen künstlerischen Ausdrucksformen.

Der Name »Treffpunkt Afrika« birgt Paradoxes, da der Treff-»Punkt« mehr als 30 Millionen Quadratkilometer Fläche umfasst und eine enorme Vielfalt an unterschiedlichen Kulturen beherbergt. Warum habt ihr diesen Titel gewählt?

Der Titel »Treffpunkt Afrika« war eigentlich nur ein Arbeitstitel und bestand schon bevor ich in das Projekt eingestiegen bin. Er ist dann irgendwie stehen geblieben, wie das ja oft der Fall ist. Ganz glücklich bin ich mit dem Titel ehrlich gesagt nicht, denn einen »Treffpunkt Afrika«, einem Kontinent mit 55 Ländern, kann es genauso wenig geben wie z.B. einen »Treffpunkt Europa«. Es war klar, dass wir das Kulturschaffen dieses Kontinents nur in kleinen Ausschnitten – anhand von Einzelbeispielen einiger Länder – zeigen können.

Ist die »Einheit« Afrika eine willkürliche bzw. zufällige Setzung?

Die »Einheit« Afrika ist meiner Meinung nach generell eine falsche Setzung, bedingt durch die »westliche« v.a. auch mediale, meist negativ konnotierte Präsentation von Afrika. Allzu oft wird Afrika als »Land« bezeichnet, oft sogar als »Dorf« gesehen.

Was kann Europa von Afrika lernen?
Was kann Afrika von Europa lernen?

Europa kann und müsste eindeutig mehr von Afrika lernen als umgekehrt, denn Europa hat mit seiner jahrhundertelangen Praxis der Ausbeutung brutale Spuren in Afrika hinterlassen und tut es natürlich auch heute noch – im Zuge eines stark vorhandenen Neokolonialismus. Generell möchte ich aber sagen, dass es uns allen einfach um mehr Menschlichkeit gehen sollte. Das klingt vielleicht blauäugig. Doch jeder Mensch sollte für sich selbst die Verantwortung für eine positive Veränderung tragen und sich nicht ausschließlich auf politische oder religiöse Autoritäten verlassen. Natürlich ist das leicht dahingesagt, wenn man nicht täglich ums Überleben kämpfen muss.

Hast Du Visionen für die Zukunft von »Treffpunkt Afrika«?

Dass es weiter bestehen wird und wie ein Baum wächst.

Treffpunkt Afrika #2 »Urban Art and Culture in Africa«, 3. bis 5. Mai 2012 – Programmhighlights

Das detaillierte Programm mit Zeitplan ist in Kürze im Festivalfolder sowie online unter ***www.stwst.at/ta2*** zu finden.

Alle Veranstaltungen sind bei freiem Eintritt!

Die Eröffnung findet am **Donnerstag, den 3. Mai um 20.30 Uhr** im Saal der STWST statt.

Hier bereits ein Ausschnitt des diesjährigen Programms:

Tall A$$ Mo

SYMPOSIUM
moderiert von Drin Margit Niederhuber

- **Cultural Network:**
  - Billy Kahora / Literaturnetzwerk *Kwani?* Trust, Nairobi (Kenia)
  - Funkfeuer Linz goes Zimbabwe
  - Link up mit Kunzwana Project / Pamberi Trust / Arts Factory Harare (Zimbabwe)
- **Video Art:** Ephantus Kariuki / Slum TV, Nairobi (Kenia)
- **Literatur:** Chirikure Chirikure, Lesung aus »Aussicht auf eigene Schatten« begleitet von Virginia Mukwesha und Echoes / soundscapes / Mbirations Projekt in Zusammenarbeit mit Klaus Hollinetz und Werner Puntigam (Österreich, Zimbabwe)
- **Fashion:** Selly Raby Kane, Modemacherin, Dakar (Senegal)

WORKSHOP

Präsentation des Workshops mit Jugendlichen:
CASTING THE ROOTS: »YOUNG AFRICAN LINZ/A ?!« mit Dismas Leonard Sekibaha (Tansania, Österreich)

FILM

- **Music by Prudence** (R: Roger Ross Williams, 33min., USA, Zimbabwe 2010)
- **Some Kind of Paradise – 12 African stories** (R: Andreas Johnsen, 60min., Dänemark, 2011)
- **Mwansa the Great** (R: Rungano Nyoni, 23min., UK/Zambia 2011)
- **Stocktown Africa** (R: Teddy Goitom & Benjamin Taft, 28min., Schweden/Südafrika, 2011)
- **Ghetto Millionaires** (R: Gilles Remiche, 54min., Belgien/DRC, 2010)
- **Native Son** (R: Blitz the Ambassador, Terence Nance, 21min., Ghana/USA)
- **Coz of Moni** (R: King Luu, 43min., Ghana 2010)

MUSIC und NIGHTLINE

Foto: Edwige Hamben

The Pipelines

- **Virginia Mukwesha**, Mbira Music (Deutschland, Zimbabwe)
- **The Pipelines** (Frankreich, Elfenbeinküste): Electro, Afro Beat and Hip Hop Music, MPC Show
- **Fokn Bois** (Ghana): Afropop
- **DJ Richie Herbst** (Österreich)
- **DJ Zhao** (Berlin, Deutschland)
- **Tall A$$ Mo**, Stand Up Comedian, Johannesburg (Südafrika)

SPORT

Fußballturnier am AEC Main Deck

CATERING: Tamu Sana / Monique Muhamiyana (Österreich, Ruanda)

Was it always clear to you that you would go into fashion? Where does your passion come from?

Until adolescence, it was obvious. Then I wanted to be a journalist and lawyer, and later I started a masters of law of firms in difficulty but it is precisely during this year I decided to get refocused and started my school mode.

From where do you take your inspirations?

Well from everything, from everyone from travels, encounters, music, I'm like a sponge and everything is unconsciously recorded in my mind and once I have to create a new collection, everything pops out just when I need it.

Who was/is your biggest influence in fashion, your idols in the fashion business?

In Senegal: Cheikha, Ndiaga Diaw, Claire Kane. Internationally: Definitely Manish Arora, he's a genius to me, then Vivienne Westwood, Junya Watanabe, Sonia Rykiel etc.

What are your musical influences?

Well I like to say that I found love in rap music and then I found God in Rock 'n' Roll! So I listen to both genres and particularly to indie, psychedelic, alternative rock bands like Deerhunter, Atlas Sound and hip hop jazz with bands like A Tribe Called Quest.

Can you describe shortly the young fashion and art scene in Dakar?

The fashion scene is crowded and talented. We are all like little children trying to find our way in this industry without a real path or cadre. You have to create your own way.

And it is maybe a strenght because only the more talented or motivated will succeed in living their dream and living from it.

What makes Dakar a special place in doing art, especially fashion?

Well Dakar is free. What impressed me in this city is that you can make inordinate events, street fashion shows without excessive protocol or unjustified administrative barriers. It is a city where everything can be organized rather quickly when it is authorized and it is inestimable for artistic expression.

Your biggest success so far?

Working with Kamel Ouali for the Panaf in Algeria was a huge honor. Then my fashion show in Unesco. And finally, graduating my fashion school .

What significance does your African/Senegalese identity have for your creations?

Well I'm African and Senegalese, I grew up in Senegal. So there are a lot of references in shapes, patterns, in the spirit of my clothing line that my identity dictates to me in my work. It is a strength.



For whom do you design?

For men and women who want to stand out and wear clothes that express their free spirit.I think that the criterion of age is no longer relevant because I've had clients from 15 to 60 years. Their point in common was this need to break the uniformity of the modern-wardrobe and add a touch that symbolizes their particularity.

You are working in Paris and Dakar. Is it important for your work to have the influences of both continents?

It is crucial. It is highly important for me to leave, to go travel the world and let the sponge operate. And each time it is like a bowl of fresh air for my creativity.

What is your hope for Senegal for the future, can art bring change?

Art has already brought change, the recent events in the country have proved it. My greatest hope is to participate in the reorganization of the textile and clothing industry then create distribution chains of local fashion, organize them so that young artists like me can put their product on sale, in a standardized way.





Book Cafe Harare (Zimbabwe)

Vom Buchladen zur Kulturfabrik: 'We are building the kind of Zimbabwe we want to live in'. Von *Peter Kuthan, ARGE Zimbabwe Freundschaft.*

Gerade in einem Land, in dem die Meinungsfreiheit so umkämpft ist wie in Zimbabwe, kommt einer lebendigen Kunst- und Kulturszene eine besondere Bedeutung zu. Nicht von ungefähr ist deshalb das *Book Cafe* im Zentrum der Hauptstadt Harare seit seinen Anfängen als Buchladen 1997 eine Drehscheibe der künstlerischen Auseinandersetzung und öffentlichen Diskussion. Ab dem Jahr 2000 wurde der Laden mit Restaurant und Kleinbühne durch den Jazzclub *The Mannenberg* erweitert. Mit jährlich über 600 Veranstaltungen – von Konzerten lokaler und internationaler Musikgruppen über den inzwischen legendären Poetry Slam bis zu politisch brisanten Podiumsdikussionen ist es zu einer unentbehrlichen Institution des lokalen Kulturbetriebs mit überregionaler Ausstrahlung geworden. Es ist die kreative Verbindung von traditioneller, urban transformierter Mbira Musik und populärem HipHop oder Jiti Rocksound, von Sistaz Open Mic speziell für Frauen und Nachwuchsförderung, von Nachtclub und emsigem Treffpunkt tagsüber als Cafe und WLAN Hotspot, der das Book Cafe so wichtig und attraktiv gemacht hat.

Nicht zuletzt war das Book Cafe mit seiner Trägerorganisation Pamberi Trust und mit Paul Brickhill, Ian White und Penny Yon als verlässlichen Partnern auch immer ein Anlaufpunkt im Kulturaustausch zwischen Österreich und Zimbabwe. Wie Otto Lechner & Windhund oder Klaus Hollinetz & Werner Puntigam sind hier schon etliche österreichische KünstlerInnen aufgetreten - oft gemeinsam mit lokalen Musikgrößen wie Adam Chisvo oder Chiwoniso Maraire. 2010 haben wir dort die Videodokumentation über die Teilnahme der Tonga Musikgruppe Simonga-Maliko an der Parade bei Linz09 präsentiert und im Vorjahr die Sammlung zum Nachlass von Keith Goddard. Im April wird ein Team von Funkfeuer Linz dort einen Open source + Netzwerk Workshop abhalten.

Entsprechend hart war der Schlag für die lokale Kulturszene, als die Old Mutual Versicherung, der der Gebäudekomplex in der Five Avenue Shopping Mall gehört, kurz vor und zum Jahresende 2011 den Mietvertrag aufkündigte. Offiziell wegen Umbauplänen, aber ein politischer Hintergrund liegt nahe, zumal die Präsentation der Autobiografie des Ministerpräsidenten Tsvangirai im Book Cafe vergangenen Spätherbst sicher nicht das Wohlgefallen der ZANU/PF-nahen Eigentümer gefunden hat.

Es zeugt aber von der Lebendigkeit und Widerstandskraft von Pamberi Trust und seinen 45 MitarbeiterInnen, sowie der über 350 KünstlerInnen, für die das Book Cafe einen Angelpunkt ihrer Existenz darstellt, dass binnen weniger Wochen ein doppelt so großes Ersatzquartier gefunden, adaptiert und Mitte März bereits wiedereröffnet werden konnte. Das line up des rauschenden Festes an der Samora Machel Avenue spricht jedenfalls Bände für den Rückhalt und local support. Mit den Worten von Paul Brickhill, Creative Director: »To our many partners in the arts and civil society, as we always said, 'We are building the kind of Zimbabwe we want to live in'. And so we did. And so we will continue«.

In diesem Sinne verfolgt Pamberi Trust auch weiterhin das Projekt einer zusätzlichen *arts factory* in der *Kopje area*, also auf dem die Hauptstadt überragenden Hügel. Dort sollen die Serviceeinrichtungen wie Proberäume, Büros und Archiv untergebracht werden, auch als Basis für das Outreach und Tourneeprogramm im *African Synergies* Netzwerk von regionalen Festivals. *Pamberi* heißt in der Shona Sprache Vorwärts. Trotz aller politischen Schwierigkeiten orientiert sich das Book Cafe also engagiert auf zukünftige Herausforderungen und will buchstäblich hoch hinaus.
More: *http://www.zimbabwearts.org/*



»Wir bringen Fernsehen zu den Menschen«

Interview mit Idah Nancy Opollo und Ephantus Kariuki von Slum TV (Nairobi, Kenia)

Warum Slum TV:

Idah: Ich wollte Filme machen und als Produzentin arbeiten. Slum TV war für mich der Start für meine Karriere, um weiterzukommen. Für mich ist es ein Sprungbrett für meine Zukunft.



Ephantus Kariuki (Slum TV)

Ephantus: Seit meiner Schulzeit wollte ich Filme machen, ich habe aber Zeitungsjournalismus studiert und in einer Zeitung gearbeitet. Mit Slum TV habe ich eine Plattform gefunden, mit der ich auf vielen Gebieten der Medienindustrie arbeiten kann. Außerdem ist Slum TV etwas sehr spezielles, weil wir Geschichten aus den Slums dokumentieren. Im Slum leben kann schwierig sein, aber es gibt wundervolle tolle Geschichten, die nie erzählt werden. Das ist der Hauptgrund, deshalb bin ich bei Slum TV.

Über Slum TV:

Ephantus: Von einem künstlerischen Standpunkt aus ist Slum TV das Gesicht der SlumbewohnerInnen. Hier können die Menschen ihre Geschichten erzählen, so wie sie es wollen. Wir erwarten nicht von BBC oder Deutsche Welle oder CNN oder einem anderen Mainstream Sender, dass sie unsere Geschichten erzählen. Wenn diese Medien kommen, dann erzählen sie nicht die ganze Wahrheit, sie reduzieren sie. Aber Slum TV ist da, um die wirklichen Geschichten der Menschen zu berichten, sie leben dort, sie kennen sie, sie finden die Geschichten.

Slum TV macht viele Dokumentationen über das Leben in den Slums, wir übertreiben nicht, wir berichten wahrheitsgemäß. Wenn es Probleme mit Wasser gibt, gehen wir hin und reden mit den Menschen. Wir versuchen, die Dinge zu sehen. Wir machen auch Geschichten über Friedensinitiativen in den Slums.

Die Menschen trauen uns, weil sie sehen, dass Slum TV der Gemeinschaft gehört. Geschichten zu bekommen, ist leicht. Andere JournalistInnen müssen viel Geld ausgehen, Budgets für Recherchen und selbst dann haben sie nicht die wirklichen Geschichten, die Wahrheit. Slum TV kann die Geschichten ohne Geld bekommen und die Leute vertrauen uns.

Neben den Dokumentationen trainieren wir auch junge Menschen in den Slums, wir machen öffentliche Aufführungen, wie Idah gesagt hat, wir bringen Fernsehen zu den Menschen. Wir kooperieren auch mit anderen Partnern, machen Ausstellungen und Events, aber vor allem erzählen wir die Geschichten der Slums.

Idah: Ich würde gerne erleben, dass Slum TV einen Punkt erreicht, wo ProduzentInnen, RegisseurInnen, AutorInnen zu uns kommen und mit uns arbeiten. Die Jugendlichen hier haben Talent und es wäre gut, wenn sie mit Profis arbeiten könnten. Ich persönlich hätte auch gerne jemanden, der mir ermöglichen würde, auf einer professionellen Ebene zu arbeiten.

Ephantus: Ich würde gerne erleben, dass Slum TV größer wird und den SlumbewohnerInnen eine Stimme gibt und dass viele Jugendliche eine Chance bekommen, eine Ausbildung zu erlangen. Ich möchte, dass gute Sachen aus den Slums herauskommen. Ich möchte, dass die besten ProduzentInnen, die besten RegisseurInnen mit vielen Preisen von Slum TV kommen. Wir bitten alle da draußen, mit uns zu arbeiten und uns stärker zu machen.

Idah: Neben unseren Dokumentationen machen wir auch Dokudramen. Mit diesen Dokumentardramen zeigen wir die humorvolle Seite der Wirklichkeit. Wir besetzen SchauspielerInnen aus den Slums und mischen Laien mit ausgebildeten SchauspielerInnen. So bekommen Slum TV Mitglieder die Chance, etwas zu tun. Wir besetzen keine bekannten SchauspielerInnen, sondern solche aus den Slums, die keiner kennt.

»Wir entwickeln Literatur«

Interview mit Billy Kahora, Schriftsteller, Direktor von *Kwani?* Trust

Über Kwani?

Kwani? hat auf informeller Ebene 2001 begonnen. SchriftstellerInnen, KünstlerInnen, AktivistInnen, kreative Menschen, Menschen, die an Gesellschaft und Politik interessiert sind, haben sich getroffen. Sie waren über die Zustände in unserer Gesellschaft aufgrund der Diktatur schockiert. Sie wollten einen Ort, an dem wieder geschrieben werden konnte. Sie kannten die Literatur, die in der Vergangenheit hier geschrieben wurde, zum Beispiel Ngugu wa Thiong'o, sie kannten das universitäre Leben der 60er und 70er Jahre. Einige kamen aus dem Ausland zurück und wollten wieder Orte zum Schreiben in unserer Gesellschaft.



Die historische Situation im Jahre 2003 war interessant. Es herrschte das Gefühl einer Befreiung, viel Euphorie. Ihre Arbeit war Teil davon, auch die Geldgeber haben es gemerkt und angeboten, diese Arbeit zu unterstützen. So ist *Kwani?* entstanden, aus einer Notwendigkeit heraus. *Kwani?* ist ein Ort der Mittelklasse, aber rundherum gab es auch die anderen Plätze mit einer ganz anderen Sprache, Sheng, eine hybride städtische Sprache.

Kwani? st vieles in einem. Zuerst einmal denken die Leute an die Zeitschrift, aber auch an ein Netzwerk von SchriftstellerInnen, KünstlerInnen und FotografInnen. Es ist auch eine NGO, als formale Struktur ein Trust. Wir mussten die passende Form finden, um Geld bekommen zu können. Wir sind also eine Art von Entwicklungs-NGO, die Literatur entwickelt. Wir sind aber auch eine Institution, die kuratiert. Wir sind das alles und noch viel mehr.

Die LeserInnen von Kwani?

Unsere Leserschaft kommt von den Universitäten – StudentInnen oder AbsolventInnen, aber auch von anderen Schichten. Du kannst *Kwani?* auch in den Slums treffen, bei Menschen, die an ihrer Gesellschaft, ihren Erzählungen und Geschichten interessiert sind bis hin zu den ganz Reichen. Es gibt eine Generation aus der Mittelklasse mit bestimmten Werten, Einkommen und Geschichte, mit Akademikereltern. Sie sind heute zwischen 35 und 45 Jahre alt. Wir haben eine große Leserschaft. Und dazwischen ist die neue Generation aus den 90er Jahren, die sind die dritte Generation in Kenia. Menschen, die am Zeitgenössischen interessiert sind, an ihren eigenen Geschichten, ihrem eigenen Leben.

Die Mainstream Medien hängen alten Ideen nach – Erziehung, Ausmerzung von Armut, Unwissenheit und Krankheit. Sie stecken in diesen Themen oder sind nur daran interessiert, KonsumentInnen zu erreichen, Produkte und Unterhaltung zu verkaufen. Aber es gibt viele Menschen, die anderes wollen. Die andere Ebene ist die Umweltschiene. Die UNO und viele NGOs reden über Statistik, aber in unserer Gesellschaft sind viele daran interessiert, direkt angesprochen zu werden, als Individuen, als Persönlichkeiten.

Langsam entstehen Alternativen in den Medien und in Kunst und Kultur, auch in manchen Zeitschriften. Filmemacher entwickeln eine bestimmte Sensibilität, manche davon schaffen es sogar ins Mainstream-Fernsehen. Wir denken und fühlen ähnlich. Diese Freiräume tauchen langsam auf.

Von allen Sachen, die ich über *Kwani?* erzählt habe, finde ich am interessantesten, die neue Entwicklung zu verfolgen, da wir keine zeitgenössischen Erzählstrukturen haben, da diese Erzählstrukturen unterbrochen wurden. Was sind also die Sprachen und die Sprachebenen, was die stilistischen Ebenen und die Stimmen und welche literarischen Strukturen entwickeln sich, damit die Texte wahrhaftig etwas über die Stadt oder über einen anderen Teil Kenias aussagen. Das ist wirklich die interessanteste Sache.

Die Interviews mit Slum TV und Billy Kahora sind ein Ausschnitt des im April erscheinenden Buches:

Meeting Nairobi
Eine Reise, aufgezeichnet und fotografiert von Margit Niederhuber, Heike Schiller und Stephan Bruckmeier

Infos unter www.mandelbaum.at

Not very free

the warrior in me
rose to the occasion
springing into frenzied action
right on time
right on target

like a wounded lion
i fought with every ounce of energy
applying all methods in the book
conventional, unconventional
and even guerilla tactics

i defeated the devil
who preys on inoccent souls
whose only misfortune is
naivety, gullibility
and sheer stupidity

i conquered the damon
who if he possess you
makes you weak in the knees
in the face of images
of stuff sold on TV

i overcame the evil
i conquered the demon
i defeated the devil
i'm free at last
free at last

but, like somebody said
it's not yet uhuru
as long as gadget TV
keeps spewing images
triggering more battles

This is love

poison
there would have
been an antidote for it
thirst
a glass of water would have
quenched it for sure
sin
I would have confessed
an avenging spirit
I would have appeased
but this
this, my friend, is love

The people

the speaker huffed and puffed
extolling the virtues oft he people's party
but the people remained mum in the blazing sun

the speaker changed gears smoothly
now humbly begging the people to vote for him
but the people remained mum in the blazing sun

the the speaker went another gear up
starting a revolutionary song in a shameful discord
but the people remained mum in the blazing sun

now sweating, the speaker stopped mid-way
with a shivering hand, he waved the people ›bye-bye‹
and the people started singing about broken promises

the following morning's paper carried the news:
the gallant son oft he revolution had decided to retire
paving way for the young, fort he sake of the people

Aus: ***Chirikure Chirikure, Aussicht auf eigene Schatten***
Dreisprachige Ausgabe. Aus dem Englischen von Sylvia Geist. Verlag Das Wunderhorn, 2011

Chirikure Chirikure: »Einer der wenigen Dichter, die in einer afrikanischen Sprache schreiben und trotzdem international wahrgenommen werden. Ein mehrsprachiger Band (Shona, Englisch und Deutsch) voller rhythmischer Gedichte, deren Thematik von Mythen bis hin zu Maschinengewehren reicht; eine Stimme, die eigen und anders ist«. (Ilija Trojanow)

Funky Afro Punky Party

Anfang März fand in der KAPU das 3. Afrika-Filmfestival (From New York to Dakar) statt. Gezeigt wurde auch die fantastische und ausufernd interessante Dokumentation »Punk in Africa« – *Christian Wellmann* bat den beim Festival anwesenden Regisseur Keith Jones zum Interview – Übersetzung: *Mike Aicher*.

Wie kam es, dass dieses fesselnde und nahezu »unentdeckte« Thema Stoff eines Dokumentarfilms wurde?

Keith Jones: Die Idee dazu entstand ganz von selbst aus einer bereits zuvor vom gleichen Team produzierten Doku, in der es um das radikale Theater in Südafrika in den 1970ern und 80ern ging. Dies ermöglichte uns (Anm. mit Co-Regisseur Deon Mass), einen größeren, internationalen Dokumentarfilm über die Kulturgeschichte (Süd)Afrikas zu machen. Als wir mit den Nachforschungen begannen, merkten wir sofort, dass die Idee des Punks in der Region noch nie zuvor dokumentiert oder gar erforscht wurde, also eine völlig unerzählte Geschichte.

Wie lange waren die Dreharbeiten und kannst Du dazu Anekdoten erzählen?

Von der ersten Idee bis zum Trailer verging etwa ein Jahr, daraufhin ein weiteres für Recherche und Fundraising, dann nochmals ein Jahr für die Dreharbeiten. Also ziemliche Standardwerte für international koproduzierte Dokumentarfilme. Der Dreh führte durch sieben Städte in Südafrika, weiters drehten wir in Prag. Außerdem trafen wir auf die speziellen lokalen Schwierigkeiten von Dreharbeiten in Mozambique, wo Korruption, Bestechung und Straßenüberfälle an der Tagesordnung sind. Oder Simbabwe, das sich ausländischen Filmcrews gegenüber traditionell feindselig verhält. Um das Risiko zu minimieren und auf die lokale Polizei zu treffen, haben wir unseren Dreh dort generalstabmäßig geplant. Aber egal wo wir waren, die örtlichen Musiker behandelten uns unglaublich gut und unterstützten uns herzlich.

Kannst du kurz die Geschichte des Punks in Südafrika anreißen? Die ist ja meiner Meinung nach weit radikaler als jene in Europa oder den USA…

Generell kann man sagen, dass Punk in Südafrika immer politischer und genuin radikaler war als im Westen, hauptsächlich aufgrund der politischen Situation damals. Sei es die Zeit der Apartheid in Südafrika, als die gemischtrassige Musikszene, wie jene des Punks, generell verboten war, während und nach des Bürgerkriegs in Mozambique oder das heutige Simbabwe, im Grunde genommen ein gescheiterter Staat mit einer durchschnittlich hoch gebildeten Bevölkerung. In all diesen Orten war die Punkszene per se politisch und nicht nur ein Modestatement.

Wie würdest du die Punkszene im heutigen Afrika beschreiben?

Die Szene hat sich von den Großstädten in Südafrika, Mozambique und Simbabwe auch in die anderen afrikanischen Staaten verbreitet, speziell in DR Kongo und Kenia. Außerdem werden immer mehr ländliche Gegenden eingebunden, etwa bei neueren Bands wie Jagwa Music aus Tansania oder Evicted und Chikwata 263 aus Simbabwe. Die Tradition des multikulturellen, afrikanisch gefärbten Punks geht in Südafrika bis heute weiter, mit Bands wie Fruits and Veg oder Swivel Foot. Abgesehen von der engen Kategorisierung als Punk entstehen in ganz Afrika viele Noise- und Distortion-Bands.
Wir zeigen am Ende des Films einen kurzen Überblick über die Situation in den anderen Staaten. Ich finde diese gesamte Punkszene faszinierend und sie beginnt erst jetzt zu entstehen und sich zu entwickeln. Es gab in der Vergangenheit in Westafrika und in anderen Gegenden, wie etwa Sambia, zwar sporadisch die Präsenz von Rockmusik, aber bis vor kurzem entstand Punk fast ausschließlich in Südafrika. Zurückzuführen ist das auf die spezifische politische Geschichte dieser Region, welche sich erst viel später als der Rest von Afrika vom Kolonialismus emanzipierte und in der der europäische Einfluss bis spät in die 1980er stark manifest war.

Welche Bands kannst Du uns speziell ans Herz legen?

Ich kann nur jede der im Film gezeigten Bands erwähnen, speziell vielleicht National Wake und The Genuine, die sich damit beschäftigen, wie der Sound und die Attitüde des Punks mit afrikanischer Musik und Rhythmus belebt wird. Außerdem kann ich allen, die die Musik erforschen wollen, das Mixtape von DJ Zhao als Free Download von unserer Soundcloud-Page nahelegen.

Gibt es schon Reissues und kannst Du uns sagen, ob »Punk in Africa« so etwas wie einen Boom ausgelöst hat?

Es ergaben sich in der Tat schon einige Neuauflagen, unter anderem Deluxe-CD-Packages von National Wake und Wild Youth/Gay Marines in Südafrika. Weiters gibt es auf der exzellenten, von Warrick Sony und den Kalahari Surfers betriebenen Homepage (Sjambok Music) eine breite Palette von Alben zum Download. Mehr wird hoffentlich folgen, das Interesse an unserem Mixtape ist weltweit extrem hoch. Wir bereiten auch einige DJ-Remixes vor, wie auch einen Soundtrack zur internationalen DVD später in diesem Jahr.

Bei welchen Festivals wird der Film noch laufen bzw. wurde er schon gezeigt?

Die Weltpremiere erfolgte letztes Jahr beim Durban International Film Festival, danach gings im Oktober zur internationalen Premiere beim Festival do Rio nach Brasilien. Im Januar startete der Film in Independent Kinos in Südafrika, ebenso feierten wir die europäische Festland-Premiere beim IFF in Rotterdam. Nach dem Afrika-Filmfestival in der KAPU erlebten wir noch die Erstaufführung in Tschechien beim »One World Human Rights«-Film Festival, außerdem zeigen wir ihn weitere 20 mal in Kinos in Tschechien. Auch werden wir weiterhin kleinere Festivals wie jenes in Linz besuchen, wie zum Beispiel das Design Indaba in Kapstadt, Days of European Film in Brünn, das »Too Drunk to Watch«-Punk Festival in Berlin, das Jozi-Film Festival und so weiter. Unsere Nordamerika-Premiere erleben wir dann in einem Monat beim CimmFest in Chicago.

Was nimmst du als nächstes in Angriff?

Ich bin gerade dabei, eine Doku über das Erbe der tschechischen Underground-Musik und Alternativkultur der 80er zu vollenden. Außerdem erforsche ich für ein mögliches TV-Projekt die Elektro Musikszene von Südafrika und bearbeite die »Punk in Africa«-CD, mit vielen zusätzlichen Bonusfeatures.

Christian Wellmann ist nie Feuerwehrmann geworden, obwohl Grisu der Drache enormen Einfluss auf ihn hatte, aber er beginnt sich nun im Elefantenfriedhof namens Linz sein eigenes Grab zu schaufeln.

Die Tage von Piräus

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Im Fährhafen tranken Groll und seine Begleiterin leichten Weißwein, dazu nahmen sie Zaziki, Weinblätter, Oliven und frisches Weißbrot. Nach der »Zuiderdam«, einem riesigen Kreuzfahrtschiff der Holland American Lines, machte sich nun ein Schiff der Costa-Cruises auf, den engen Naturhafen zu verlassen. Der stählerne Riese mit den gelb gestrichenen Zwillingsschornsteinen tastete sich wie eine vorsintflutliche Echse Meter um Meter aus seinem Liegeplatz. Es sollte das letzte Mal sein, daß die »Costa Concordia«, das Flaggschiff der Costa-Linie, Piräus anlief, bevor sie am 12. Jänner 2012 vor der toskanischen Insel Giglio auf Grund lief und sank. Hätte Groll in Piräus jemand gesagt, daß das riesige und stolze Schiff in wenigen Wochen wie ein aufgeschlitzter Riesenwal seitlich vor dem kleinen Inselhafen liegen und daß drei Dutzend Menschen bei dem Unfall ihr Leben lassen würden, er hätte den Hellseher wegen Schwarzseherei und dem Herbeireden von Unglück vor der Mole ertränkt. So aber steuerte die »Costa Concordia« mit jeweils einem Lotsenboot vorn und am Heck durch die enge Hafeneinfahrt, ein riesiger weißer Schwan, für alle Zeit unverwundbar. Grolls Begleiterin zitierte aus einem bemerkenswerten Artikel. Von einer Umweltschutzorganisation wurde im Dezember 2011 dem Präsidenten von AIDA Cruises der Negativpreis »Dinosaurier des Jahres verliehen«. Der Grund: Die Kreuzfahrtschiffe würden auf hoher See immer noch mit giftigem Scheröl fahren, somit seien die »Weißen Flotten« in Wahrheit dreckige Rußschleudern. Ein einziger Ozeanriese stoße auf einer Kreuzfahrt so viele Schadstoffe aus wie fünf Millionen Autos auf der gleichen Strecke. Zwar ließen sich die Gefahren für die Umwelt und die Gesundheit der Menschen sich leicht vermeiden, aber aus Profitgier verweigerten die Reeder die Verwendung von Schiffsdiesel und den Einbau von Abgastechniken wie Rußpartikelfilter. Die Costa Cruises zählten neben den jungen AIDA Cruises, der noblen Cunard Line mit ihren Queen Elisabeths, Marys und Victorias, der Holland-American Line, der Peninsula & Overseas Line (P&O), der Ibero Cruceros und vieler anderer Reedereien zur weltgrößten Reederei überhaupt, der Carnival Corporation, die hundert Ozeanriesen betreibt und jährlich fünf bis zehn neue Großschiffe in Fahrt bringt. Rund vierhunderttausend Menschen befinden sich zur selben Zeit auf den Weltmeeren auf Schiffseinheiten des Monopolkonzerns auf einer Kreuzfahrt. Rechnet man, daß eine durchschnittliche Schiffsreise zehn Tage dauert und sowohl im Winter wie auch im Sommer gefahren wird und daß die Schiffe in nur wenigen Tagen auf Reparaturwerften gewartet werden, so kommt man auf einen jährlichen Passagierumschlag von geschätzten vierzehnmillionen Kreuzfahrern. Wenn die Carnival Corporation pro Passagier nur hundert Euro pro Gast verdient, was eine äußerst bescheidene Annahme darstellt, kann man sich den horrenden Profit leicht ausrechnen. Das ist also der Grund dafür, daß immer größere neue Schiffe in immer kürzeren Zeiträumen in Dienst gestellt werden, dachte Groll. Deshalb zählt die Kreuzfahrt-Industrie zu den gewinnträchtigsten Branchen der Gegenwart. Dazu kommt, daß die Carnival Corporation mit ihren hundert Schiffen in Panama registriert ist. Warum? Weil nach panamesischem Recht Gewinne, die im Ausland gemacht werden, steuerfrei sind. Daß die Großschiff-Industrie zu den größten industriellen Umweltverschmutzern zählt, verwunderte Groll da nicht.

Nach dem Besuch im Fährhafen machten Groll und seine Begleiterin sich auf, den Sonnenuntergang am Meer zu genießen. Sie liefen das Hafenbecken entlang, kämpften sich steile Straßen hoch, umkurvten Häuserblock um Häuserblock und standen plötzlich vor der unter ihnen glitzernden See. Sie liefen nicht auf den Gehsteigen, das war nicht nur der fehlenden Rampen wegen unmöglich. Sie eilten auf der engen Straße dahin, zwischen rußenden und klapprigen Bussen und noch älteren Taxis, die auf der Straße Slalom fuhren, weil sie alle hundert Meter riesigen Müllbergen ausweichen mußten. Katzen und Hunde schlenderten beglückt zwischen den Müllbergen hin und her, hin und wieder zeigten sich auch gutgenährte Ratten, die in Zweier- und Dreiergruppen ihre Reviere inspizierten. Seit zehn Tagen schon streikte die städtische Müllabfuhr gegen Lohnkürzungen, ein Ausfluß der vielen Sparpakete, die Griechenland auferlegt waren. In immer neuen verheerenden Salven bemühten sich die Finanzmärkte mit ihren Rating-Agenturen, Troikas und EU-Abgesandten Griechenland sturmreif zu schießen und sie waren auf diesem Weg schon weit vorangekommen. Längst war Griechenland zu strengen Sparmaßnahmen verpflichtet, das dritte Jahr hintereinander schrumpfte die Wirtschaft und das mit jeweils fünf Prozent jährlich – wobei Experten davon ausgehen, daß es sich um stark geschönte Zahlen handelt. Die Arbeitslosigkeit hat sich, ausgehend von einem ohnehin hohen Niveau, verdoppelt. Die Rate der Jugendarbeitslosigkeit rangiert gleich hinter jener Spaniens, wo laut offiziellen Angaben fünfzig Prozent der Jugendlichen ohne Einkommen sind. Renten werden gekürzt, Sozialleistungen zusammengestrichen oder gänzlich eingestellt. Seit einem Jahr schon kann der griechische Staat seine täglichen Auslagen nicht mehr finanzieren. Die staatliche Krankenkasse bleibt den Kostenzuschuß für Medikamente schuldig. Spitalsärzte können kaum von ihren Löhnen leben, sie versuchen, sich an ihren Patienten schadlos zu halten, indem sie für ärztliche Leistungen ein gefülltes »Kuvert« verlangen. Alte und kranke Menschen versuchen verzweifelt, ein paar Euro für dringende Arztbesuche und Medikamente zusammenzukratzen. Gibt es in einer Familie einen chronisch kranken oder pflegebedürftigen Angehörigen, kommt dies einer existentiellen Katastrophe gleich.

Wenig später – Groll wartete im Mikrolimano, dem kleinen Fischerhafen, auf seine Begleiterin, die sich aufgemacht hatte, einen Tisch in einer der tiefer liegenden Tavernen zu suchen, blätterte er eine Ausgabe der »Herald Tribune« durch. Am Ende der Zeitung fand er acht Seiten der griechischen Zeitung »Kathimerini«, die jeden Tag ins Englische übersetzt wurden. Die Republik der Hellenen steckte mittlerweile im fünften Rezessionsjahr, das Bruttoinlandsprodukt war um ein Viertel geschrumpft. So lauteten die offiziellen Zahlen, die Höhe der Müllberge und die vielen geschlossenen Geschäfte ließen aber darauf schließen, daß die Lage noch weit schlimmer war. Aus den Artikeln in der Beilage ging hervor, daß ein einziger Sektor von der Talfahrt der Wirtschaft unbehelligt geblieben war: das Militär. Griechenlands Rüstungsausgaben beliefen sich auf drei Prozent der Wirtschaftsleistung, das war mehr als jedes andere EU-Land aufwandte. Hätte Griechenland in den letzten fünf Jahren nur im anteilsmäßigen Ausmaß Deutschlands Rüstungsgüter angekauft, wären allein dadurch 40 Milliarden Euro eingespart worden. Hätte man die Verteidigungsausgaben auf 0,7 % des BIP, das ist der aktuelle österreichische Wert, reduziert, hätte sich das gesamte jüngste Hilfspaket mit seinen drakonischen Härten erübrigt. So aber ist Griechenland bis an die Zähne bewaffnet und nach wie vor muß die beständig geschürte Angst vor dem NATO-Partner Türkei herhalten, um die bizarre Geldverschwendung zu rechtfertigen. Bezogen auf die Einwohnerzahl leistet Griechenland sich mit 130.000 Soldaten nicht nur die größte Armee in der EU, Griechenland ist auch der größte Einkäufer von Waffensystemen in der EU, wobei ein Drittel der griechischen Rüstungskäufe in Deutschland erfolgt und ein weiteres Drittel in Frankreich. Allein Im Jahr 2010 lieferte Frankreich Kampfflugzeuge im Wert von 800 Millionen Euro, dazu kamen noch 60 Millionen an Bomben und Raketen. Düsenjäger, modernste Kriegsschiffe und Lenkwaffen der neuesten Generation standen und stehen in den Bestellscheinen. Eigenartigerweise sind Portugal und Griechenland jene Staaten, an denen die deutsche Rüstungsindustrie in den letzten Jahren am meisten verdiente. Groll verstand nun, weshalb die deutsche Kanzlerin und ihr französischer Kollege so erpicht darauf sind, Griechenland mit neuem Geld auszustatten – ein großer Teil der Zahlungen (jener, der nicht an die Banken geht) landet nämlich beim deutschen und französischen Militärkomplex. Um diese Wahrheit zu verschleiern, werden alle möglichen Ressentiments gegen die Griechen mobilisiert, nicht nur deutsche Politiker und Medienleute überbieten einander in Vorwürfen, die Griechen seien faul, unfähig, korrupt trommeln sie. Daß eine kleine Schicht von Vermögenden und ihr grotesk aufgeblähter Militärapparat den Kern der griechischen Misere bildet, wird tunlichst verschwiegen. Einige zornige alte Frauen und Männer haben sich nun dem Widerstand gegen die schleichende Kolonialisierung des Landes angeschlossen. Der bekannte griechische Widerstandskämpfer Manolis Glezos (89), marschiert bei den Demos ebenso in erster Reihe wie die Philosophin Aroulla Vasmenis (92) und der Komponist Mikis Theodorakis (87). Im Jahr 1941 war Manolis Glekos auf die Akropolis geklettert, um eine Hakenkreuzfahne der deutschen Besatzer herunterzureißen, nur durch einen Zufall entkam er dem Tod, sein Bruder wurde von den Deutschen hingerichtet. Nach dem Bürgerkrieg, der erst 1949 endete, saß Manolis Glezos zwölf Jahre im Gefängnis. Sein Dreier-Vorschlag zur Lösung der aktuellen Misere lautet: Erstens: Griechenland muß sich selbst aus dem Schlamassel herausziehen. Zweitens: kein Cent mehr für das Militär, und drittens: rigorose Bekämpfung des Steuerbetrugs und der Kapitalflucht durch die herrschende Elite. Schließlich müsse ein hoher Teil des gewonnen Gelds für Gesundheit, Bildung und Forschung verwendet werden, nur so könne das Gemeinwesen wieder auf die Beine kommen.

Grolls Begleiterin kam zurück. Sie habe einen Tisch ergattert, rief sie, es gebe fünfzehn Stufen und zwei kräftige Jungkellner. Außergewöhnlicher Hunger erfordert außergewöhnliche Maßnahmen, dachte Groll und steckte die Zeitung ins Rollstuhlnetz.

Erwin Riess präsentiert seinen neuen Roman Herr Groll im Schatten der Karawanken *am 6. April um 20.00 Uhr in der Reihe* antidot *im Saal der Stadtwerkstatt.*

Griechenland vor der Wahl

Seit die Krise Griechenland in verschiedene Lager gespalten hat, macht sich eine Fragmentierung besonders auf politischer Ebene bemerkbar. Falls es um Ostern zu Neuwahlen kommen soll, werden laut Umfragen mindestens neun Parteien ins Parlament einziehen. Eine gemeinsame Zukunft wird dadurch erschwert. Von *Hatto Fischer* aus Athen.

Erklärbar wird diese enorme politische Fragmentierung durch einen unterschwelligen Ärger über ein allgemeines Unvermögen, Dinge gemeinsam lösen zu können. Er entlädt sich während der vielen Demonstrationen, kann aber auch anhand verschiedener Graffiti besonders im heißen Viertel von Exarchia von den Wänden abgelesen werden: ‚Fuck the Police!'. Solche Sprüche geben nicht nur wieder, was die auf Anarchismus eingestellten Jugendlichen empfinden und alltäglich zum Ausdruck bringen. Denn gemeinsam ist allen eine Wut auf die Politik.

So fügt eine Nachbarin ihrem üblichen Morgengruß etwas anderes mit Vehemenz hinzu: Sie schäme sich wegen der Politiker. Die seien verantwortlich für die hohen Staatsschulden. Sie unterstreicht ihren Standpunkt damit, dass ihre im Ausland arbeitenden Kindern sich nicht mehr als Griechen zu erkennen geben wollen. Ja, am liebsten würde sie gleich nach Berlin auswandern, gäbe es nicht ihren alten Vater, nach dem sie wie nach einem kleinen Kind schauen müsse.



Scham bedeutet unterm Strich nicht nur einen Verlust an Perspektiven, wie die Zukunft zu sichern sei. Sie deutet viel Schlimmeres an. Dieser Verlust kommt einem Gesichtsverlust gleich, der bekanntlich in Japan zum Selbstmord verleiten kann. Und tatsächlich ist seit dem Ausbruch der Krise die Selbstmordrate in Griechenland gestiegen.

Außer Scham und Ärger sind alltägliche Gespräche in immer stärkerem Maße von Verzweiflung geprägt. Selten wird noch etwas Positives gesagt. Die Krise ist zum Leben mit schlechten Nachrichten geworden. Weil die Politik die Probleme nicht klar benennt, besteht keine Aussicht auf Lösungen. So entsteht ein leerer Kreislauf: Nichts wird gelöst, alles scheint darum vergeblich und letztlich klagen alle. Sie verzweifeln über sich selbst, mehr aber noch über die anderen. Noch mehr wegen des Verlusts an Einkommen, zugleich durch höhere Steuern noch mehr zur Kasse gebeten, müssen selbst Spitzenbeamte einen Verlust an Kaufkraft bis zu 70% hinnehmen. Dabei werden mit jedem neuen Rettungspaket noch schärfere Sparmaßnahmen angekündigt. Die Krise geht weiter, zugleich wird eine sichere Rente immer fraglicher.

Da jeder die Schuld bei den anderen und den Politikern sucht, entsteht Verzweiflung mangels einer kollektiven Verantwortung. Am Anfang der Krise wurde schlicht das Aufdecken der Gründe für die hohen Staatsschulden versäumt. Noch heute ärgern sich viele Griechen darüber, dass keiner aus Politik und etablierter Schicht zur Verantwortung gezogen wurde. Es bestehen einfach zu viele Tabus, um eine offene Diskussion zuzulassen. So wird die ‚Gesellschaft innerhalb der Gesellschaft', sprich das Militär und die Ausgaben dafür, kaum zur Sprache gebracht. Dennoch wechselte Papandreou vor seinem Abgang die oberste Militärspitze komplett aus, um sicher zu gehen, dass die davon getragenenen Pfründe nicht angetastet werden. Auch wurde der ehemalige Premierminister Karamalis nie gefragt, warum das hohe Defizit erst nach seinem Abgang in 2009 aufgedeckt wurde.

Dieses kollektive Schweigen verdeckt, was sich alltäglich zwischen formaler und in-formaler Ebene abspielt. So werden Gesetz mal strikt, mal nicht angewendet, schließlich bleibt Macht durch besondere Privilegien erhalten. Gleich Odysseus, lieber weiter verhandeln als endlich mal Konsequenzen ziehen. Doch solche doppelten Abmachungen, z.B. zwischen Arzt und Patient, erklären warum eine offizielle Zahlung und eine unter dem Tisch systematische Ausgrenzung einer kritischen Öffentlichkeit benötigen. Kein Wunder, wenn dann viele sich schwer tun, überhaupt in der Öffentlichkeit etwas Verbindliches zu artikulieren, geschweige, die Meinung des Anderen anzuhören. Einer verantwortlichen Politik fehlt einfach die soziale Basis, und da jeder eine Institution für sich ist, gilt eine verbindliche Aussage nur bedingt. So scheut jeder wie der Teufel das Weihwasser eine schriftliche Festlegung. Das erklärt die lange Weigerung von Politikern wie Samaras ihre Unterschrift zu geben, obwohl von der Troika verlangt. Darum verzweifelt ebenfalls das Ausland an Griechenland. Kaum scheint etwas geregelt, kommt etwas Unerwartetes hinzu und werden neue Verhandlung verlangt. Als Papandreou nach der Nachtentscheidung zum zweiten Notpaket in Brüssel am 26.10.2011 plötzlich all das zur Disposition eines Referendums stellen wollte, waren die EU Politiker und nicht nur sie entsetzt.

Es ist schwer zu wissen, was wirklich Bestand haben wird. Bereits jetzt schon kündigt Samaras von Nea Demokratia den Willen zu Neuverhandlungen an, sollte er bei den kommenden Wahlen die meisten Stimmen erhalten. Zugegeben, in solch einer Landschaft kann es niemals langweilig werden.

Eine kritische Öffentlichkeit ohne Zivilgesellschaft ist unvorstellbar. Sie bedarf eine von unten kommende Bewegung, die unabhängig von sämtlichen Parteien bleibt. So geschah es auch im vergangenen Jahr, als täglich Versammlungen auf dem Syntagma Platz statt fanden. Tausende von Menschen übten sich nach dem Vorbild von Tahrir Platz in Kairo oder von Spanien im öffentlichen Diskurs. Jeder durfte nur zwei Minuten lang reden. Es gab Komitees, Übersetzer, ja mit der Zeit eine komplexe Infra- und Kommunikationsstruktur. Dies blieb aber nur bis Juni im vergangenen Jahr bestehen. Dann fegte die Gewalt einer zweitägigen Demonstration über den Platz. Das schlug alle, auch die in Zelten lebenden Aktivisten, in die Flucht. Seitdem fehlt den Menschen die Chance ihre Stimme öffentlich zu hören.

Solch eine Politik hat System in Griechenland. Eine kritische und unabhängige Öffentlichkeit gibt es nicht. Die Parteien, Gewerkschaften und Kirche dominieren überall, auch in den Universitäten. Sie lassen die Jugendlichen verzweifeln. Das zeigte sich, als der 15-jährige Alexandros von einem Polizisten am 6. Dezember 2008 in Exarchia erschossen wurde. Daraufhin entbrannte eine geballte Wut. Nicht aber die Straßenschlachten waren so sehr die wichtigsten Elemente des Protestes. Vielmehr richteten sich die Jugendlichen gegen die Korruption der Gesellschaft, und damit auch gegen ihre eigenen Eltern. Ein Generationsbruch oder auch Kontinuität zu den Polytechnik-Studenten, die am 17. November 1973 es wagten, sich gegen die Junta aufzulehnen, ist ins kollektive Gedächtnis eingegangen. Da diese Kritik am System 2008 geschah, also noch ehe das Staatshaushaltsdefizit aufgedeckt worden war, kündigte der Ärger der Jugendlichen bereits damals einiges an. Sie wissen, um eine gute Einstellung zu bekommen, zählen nur Beziehungen, doch das lehnen sie ab und das auf Kosten ihrer eigenen Qualifikation.

Heute hat sich die Arbeitslosigkeit der Jugendlichen drastisch verschärft. In Umlauf wird jetzt ein Ratschlag gebracht: Sage ja nicht einem potentiellen Arbeitgeber die wirkliche Qualifikation, weil dann bist du ohne Aussicht auf Einstellung. Die Krise fördert also nicht Erziehung als Zukunftsinvestition, sondern eine massive Disqualifizierung. Das geht einher mit Lohnkürzungen und bringt Griechenland auf gleiche Basis mit Dänemark. Dort gibt es nur höchst qualifizierte Arbeiten oder Dreck-Arbeiten oder Dienstleistungen auf unterstem Niveau. Diese soziale Spaltung entsteht, wenn Firmen ins Ausland abwandern und im mittleren Bereich keine Aussicht auf Beschäftigung besteht.

Eines macht die jetzige Situation in Griechenland deutlich. Jene ohne Arbeit versuchen wie in Kairo vom Müll zu leben. Täglich schwärmen sie mit einem Einkaufswagen aus, um Mülltonnen nach brauchbaren Materialien zu durchwühlen. Es ist eine neue Form der Müllbeseitigung. Athen hatte es bislang noch nicht geschafft, den Müll nach verschiedenen Kategorien zu sortieren. Die Krise macht etwas Unerwartetes möglich, aber zu welchen Kosten?

Besonders das Erziehungssystem zeigt, was auf Kosten der Jugend geschieht. Laut Mythos sei das öffentliche Erziehungssystem ineffizient. Folglich schicken Eltern ihre Kinder zusätzlich zum Nachhilfeunterricht, so dass sie die Aufnahme in eine der begehrten Hochschulen schaffen. Weil Numerus Clausus besteht, brauchen sie gute Noten. So lernen sie nach der Schule das nötige Wissen für die Prüfung auswendig, nicht aber wie etwas zu hinterfragen sei. Und da aus dieser Ineffizienz viel Geld zu verdienen ist, will niemand zugunsten von öffentlicher Effizienz das ändern. Ähnliches spielt sich ab, wenn es sich um den ineffizienten Verwaltungsapparat dreht.

Die Dichterin Katerina Anghelaki Rooke meint, weil Geld zum einzigen Gott geworden sei, sei die Krise nicht nur ein finanzielles Problem. In einem ihrer Gedichte beschreibt sie die Oligarchie der Angst. Jeder fügt sich ihr, und obwohl trotzdem weiter gespielt wird, so als gäbe es sie nicht, weiß jeder: Am Ende wird nur einer niemals verlieren: der Tod.

Hatto Fischer ist Dichter und Philosoph. Lebt sowohl in Berlin und mehr noch in Athen, wo er das NGO Poiein kai Prattein (Altgriechisch: schöpferisch und praktisch sein) koordiniert. Siehe www.poieinkaiprattein.org

Das Kapital als Jüngstes Gericht

Anmerkungen zur Krise als Dauerzustand von *Lars Quadfasel.*

Zum Unheimlichsten an der Krise gehört, wie wenig die Beobachterin in Deutschland von ihr verspürt. Egal, ob der Zusammenbruch der Eurozone droht oder gar die Wiederholung der Großen Depression von 1929 – was die Öffentlichkeit umtreibt, ist vielmehr ein Bundespräsident, der sich von seinen betuchteren Kumpels ein paar Butterbrote hat zustecken lassen. Selbst die pflichtbewussten Appelle zum gemeinsamen Anpacken klingen eher halbherzig-routiniert. Besser, man redet gar nicht erst darüber; das bringt nur auf dumme Gedanken. Die taz geißelte das Bundesverfassungsgericht, als es beim Europäischen Rettungsschirm auf dem Mitspracherecht des Parlaments bestand, obwohl derlei demokratischer Firlefanz doch nur das »Vertrauen in den Euro erschüttert«[1], und als die griechische Regierung gar erwog, die Bevölkerung über die Sparmaßnahmen, die ihnen zugemutet werden, abstimmen zu lassen, galt das allgemein als Affront: Die wollen auch noch mitreden! Selbst die gehobeneren Verlage scheinen sich, wie auf geheimen Befehl, einig, dass es nichts zu diskutieren gibt, und machen – mit Ausnahme der obligatorischen Jammertraktate über Gier, Verantwortung und Deutschlands Rolle als Zahlmeister – ums Thema einen weiten Bogen. Die Massen ziehen derweil, diszipliniert wie bei einer Katastrophenübung, in die Kaufhäuser und sorgen auch 2011 wieder für einen neuen Umsatzrekord beim Weihnachtsgeschäft.

Besonders lautstark schweigen dabei die Linken. Jahrzehntelang waren sie damit beschäftigt zu entlarven, wie sehr doch hinter allem der Kapitalismus stecke und wie schädlich das für die Leute sei. Jetzt, wo das Übel unübersehbar geworden ist, haben sie besseres zu tun. Gerüchteweise sollen sich zwar nach 2007/08 die Verkaufszahlen des *Kapitals* vervielfacht haben. Aber darüber muss den Herrschenden nicht bange werden. Wer sich jetzt die paar Tausend Seiten Kritik der politischen Ökonomie vornimmt, rechnet für die nächsten Jahre mit ausreichender Muße. Von militanten Demonstrationen gegen Hartz-IV-Schikanen und europaweite Verarmungsprogrammen war bislang jedenfalls nichts zu vernehmen.
Am befremdlichsten daher, dass das allgemeine linke Schweigen zur Krise auch ihre antideutsche Strömung einbeschließt. In den 90ern hatte man noch vor deutschen Großmachtgelüsten gewarnt; seit aber die Landsleute wirklich als beinharte imperialistische Führungsmacht auftreten und gegen Schmarotzer und »Pleitegriechen« in Stellung gehen, ist davon kaum noch etwas zu hören. Deutsche Ideologie, so hatte man dort jahrelang gepredigt, heiße inzwischen rot-grüne Wellnesspolitik und »regressiver Antikapitalismus«. Da will eine Eiserne Kanzlerin, die den »Schuldensündern« die Pauperisierungsprogramme diktiert (und den USA die teure Drecksarbeit des Bail-out überlässt), nicht recht ins Bild passen – selbst wenn die historischen Analogien, etwa zu Brünings Notstandsmaßnahmen, sich förmlich aufdrängen und der deutsche Irrationalismus – Austeritätspolitik, und wenn darüber alles in Scherben fällt – geradezu ins Auge springt.[2] Kaum etwas obszöner (und für den Zustand der Welt symbolischer) als die Tatsache, dass Griechenland, nach jahrelangem vergeblichen Ringen um Entschädigung für das Massaker in Distomo, nun als Bittsteller unter deutscher Protektoratsverwaltung steht. Weil das aber hierzulande keinen mehr empört, bleibt antideutsche Kritik wieder dem Ausland überlassen. Was vielleicht ein Segen ist: Das versteht davon einfach mehr.
Was Stapelfeldts monumentale Abhandlung über die *Kapitalistische Weltökonomie* meilenweit aus anderen Veröffentlichungen zum Thema heraushebt, ist genau die Tatsache, dass Stapelfeldt, fast als einziger, den Zusammenhang von politischer Ökonomie und deutscher Ideologie entfaltet. Indem er die neoliberale Formation des Weltmarkts bis zurück zu Lists nationalem Handelsstaat und Hayeks Ordoliberalismus verfolgt, rekonstituiert er Ökonomie- als Ideologiekritik. Freilich hat er es damit schwerer, als Marx es hatte. Dessen Protagonisten, Smith und Ricardo, ließen sich an ihren Widersprüchen packen; Hayek und seine Schule aber kennen, Kennzeichen jeder deutschen Ideologie, gar keinen Wahrheitsanspruch mehr, an dem sie zu messen wären. Ihre Grundbegriffe erklären heutige Volkswissenschaftler offen zu nicht weiter hinterfragbaren Mysterien; sie leugnen, wie in Maggie Thatchers berühmten Satz, eine Gesellschaft gäbe es nicht, nichts weniger als ihren ureigenen Untersuchungsgegenstand. Indem das ökonomische Denken sich ganz der Irrationalität der Verhältnisse einpasst, wird es, wie Stapelfeldt verzweifelt feststellen muss, recht eigentlich unkritisierbar.



Lustigerweise könnte sich das als Schlüssel erweisen, ein Phänomen wie das der Ratingagenturen zu verstehen. Von denen hört man, seit die EU in die Schuldenkrise gestürzt ist, viel, und meistens wenig Gutes. Dank Christoph Pragers handlicher kleiner Studie kann man nun auch wissen, wie diese ominösen Institutionen funktionieren. Überzeugend weist er nach, dass ihr rasant gewachsener Einfluss nicht einfach im Sinne ökonomischer Rationalität zu erklären ist. Wer auf den Finanzmärkten tätig ist, hält sich ohnehin seine hauseigenen Analysten, und seltener falsch als diese liegen auch die Ratingagenturen in der Regel nicht. Prager vermutet, es müsse daher etwas mit »Habitus« und »symbolischem Kapital« zu tun haben; aber das bleibt doch arg befangen in der Vorstellung, die herrschende Klasse konstituiere sich vor allem aus einer Ansammlung mächtiger Männer. Der wirkliche Grund dürfte in dem liegen, woran sich auch die Kritikerin die Zähne ausbeißt: dass ökonomische Theorie an ihrem Gegenstand verrückt werden muss. Während sich die Akademie mit Verleugnung helfen kann, haben es die Praktiker nicht so leicht. Joseph Vogl referiert in seiner Studie über *Das Gespenst des Kapitals* die beiden vorherrschenden, sich wechselseitig ausschließenden Schulen, wie der Sinn von Börsenkursen zu erfassen sei: Die einen sind überzeugt, deren Stand zeige, weil sie alle verfügbaren Informationen verarbeiteten, den exakten Wert des notierten Unternehmens an; die anderen wiederum fordern, sich jedes außermathematischen Wissens zu entschlagen, um deren zukünftigen Verlauf statistisch zu extrapolieren. Funktionieren tun selbstverständlich beide nicht. (Paul Mattick wiederum berichtet von einem Ökonomen, der in den 1930ern die Kursschwankungen auf Sonnenflecken zurückführte, was auch nicht schlechter liegen dürfte.) – Wenn aber ohnehin niemand sagen kann, was an der Börse passiert, dann sind die meisten wahrscheinlich froh, die Verantwortung an eine komische Agentur delegieren zu können: Einer muss ja das Orakel machen.

Die Scheu davor, etwas zu sagen zu haben, beschränkt sich nicht nur auf die Finanzsphäre. Politiker erfüllen in der Ägide des Sachzwangs die gleiche Rolle wie Fußballtrainer: jemanden zu haben, den man absetzen kann, wenn es nicht läuft. Spiegelbildlich die Linke. Wie überflüssig sie sich wähnt, plaudert eine ihrer hysterisch-optimistischsten Strömungen, der so genannten Postoperaismus, aus. Früher führte er in italienischen Fabriken einen ehrenwerten Kampf gegen die Arbeit; heute verkünden die Vordenker (im deutschsprachigen Raum vertreten durch Christian Marrazi und den Autoren des Sammelbands *Die Krise denken*) die Frohe Botschaft, dass es den Sozialismus eigentlich schon gäbe: Die Finanzkrise beweise unwiderruflich, dass das Kapital nur noch ein unproduktives Rentiersdasein führe, das an der Selbstverwertung der Arbeit schmarotze. Was aber würde passieren, würfe die Gesellschaft diese tote Hülle ab? Es gäbe ein (großspurig »Biorevenue« genanntes) Grundeinkommen und die Politik würde »von unten neu anfangen« (Marazzi). Es würde sich, mit anderen Worten, eigentlich gar nichts ändern.[3]
Die allgegenwärtig zu beobachtende Unfähigkeit, sich auszumalen, wofür es sich zu herrschen (oder eben auch zu opponieren) lohnt, ist Ausdruck einer Gesellschaft, der nur, ob in der Politik oder in der Kulturindustrie, das unablässige Recycling der Gegenwart bleibt, weil sie die Zukunft längst hinter sich, nämlich ganz wortwörtlich: verpfändet hat. Das macht es auch so schwer zu entscheiden, ob die Ruhe, welche die Deutschen in der Krise an den Tag legen, auf Zuversicht beruht oder auf Fatalismus: auf dem Wissen, dass sie aus dem Schlamassel als Gewinner herauskommen werden oder auf der Überzeugung, dass es ohnehin nichts gibt, auf das es sich zu hoffen lohnt. Wahrscheinlich bedeutet das eh keinen großen Unterschied. – In seiner klugen kleinen Studie über die zeitgenössischen kulturindustriellen Gruselphantasien bemerkt Calder Williams an einer Stelle, der Reiz von Zombies oder Aliens läge nicht zuletzt darin, dass sie einen Verantwortlichen fürs Elend fassbar machen. Vielleicht aber sind die Untoten im Film vor allem eine willkommene Ablenkung von den Untoten in der Wirklichkeit. Der wahre Horror besteht darin, um Benjamin zu paraphrasieren, dass selbst der Untergang die Leute nicht daran hindert, mit ihrem Leben einfach immer so weiter zu machen.

Im Zusammenhang mit den lebenden Toten auf Wolfgang Pohrt zu sprechen kommen, drängt sich in mehr als einer Hinsicht auf. Nicht nur, weil von Pohrt die luzidesten Analysen stammen, wie das Bedürfnis nach staatlicher Komplettfürsorge, Absicherung durch Herrschaft, nur im Massenselbstmord seine Erfüllung finden kann. Sondern auch, weil sein eigener Nekrolog gar nicht so lange zurückliegt. Noch 2004, anlässlich des Erscheinens von *FAQ*, hatte Pohrt noch erklärt, er habe den Vorschlag seines Verlegers nach einem Auswahlband der besten Aufsätze abgelehnt, weil ihm derlei Nachrufe zu Lebzeiten nicht behagten. Sechs Jahre später erschien dieser dann doch, und wirklich als eine Art Testament: Mehr als in »Jonestown, Guyana«, in den Polemiken gegen die völkische Sehnsucht der Alternativen und die »Untergangsvision als Stahlbad«, den Essays zum Nachleben des Nationalsozialismus oder zur »Folter als Erlebnis« gibt es über die

Epoche seit 1968 nicht zu sagen. Umso überraschender daher, dass Pohrt nun einen neuen Band, einen assoziativen Großessay namens *Kapitalismus Forever* vorlegt.
Sichtbar genießt er darin seine neu gefundene Rolle als leutseliger Rentner, der gerne spazieren geht, sich über seine Illusionen von früher lustig macht, im Plauderton (»eine Geschichte noch«) Beobachtungen vorträgt und sich ansonsten nicht so wichtig nimmt. Aus seiner alten Einsicht, dass der geschichtliche Moment der proletarischen Revolution versäumt wurde, zieht er nunmehr die Konsequenz, sich ein für allemal damit abzufinden: Den Kapitalismus, so Pohrt, könne man nur dafür bewundern, dass alles, was die Menschen tun, ihm bloß zum weiteren Gedeihen anschlägt. Schon Marx hätte eigentlich gewusst, dass er unbezwingbar sei.



Freunde macht er sich damit nicht. Die einen beklagen eine ›Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse‹; die anderen, Pohrt habe nicht den Islam als neuen Hauptfeind erkannt. Aber darin, sich keine Freunde zu machen, ist Pohrt nun wahrlich geübt. Überhaupt wirkt die Kontinuität, sieht man etwas genauer hin, größer, als es zunächst den Anschein macht. Zwar macht es, anders als in früheren Texten, wenig Mühe, dem Autor seine bizarren Spekulationen, peinlichen Schnitzer und offenbaren Widersprüche vorzurechnen: etwa, wenn er, der von der Ewigkeit des Kapitals überzeugt sein will, zugleich (und ganz zurecht) die Leute verspottet, die wegen der Staatsschuld vor Sorge um ihre Kinder nicht mehr schlafen können und also suggerieren, in fünfzig Jahren werde die Welt immer noch dieselbe sein wie heute. Immer, wenn er apologetisch werden will, verheddert Pohrt sich in seinen kosmischen Perspektiven. Die Landsleute sähen, bloß weil es ihnen schlechter geht, immer gleich die Welt untergehen, aber anderswo ginge es den Leuten ja dafür besser.[4] Dumm nur, dass man davon in Afrika und Lateinamerika (oder auch unter den chinesischen Massen) nicht viel mitbekommt. Der Kapitalismus ist nun einmal kein Nullsummenspiel.
Wahr ist nur der erste Teil des Gedankens, der bösartige: dass mit der Krise genau die neoliberalen Armutsprogramme in die Metropolen zurückkehren, die man jahrzehntelang den Ländern in den hungernden Kontinenten aufgezwungen hat. In der Freude über derlei grimmige Gerechtigkeit (die freilich die, die sie am meisten verdient hätten, am wenigsten zu spüren bekommen) zeigt Pohrt, was Denken in der Krise heißen kann: ein ärmeres und gröberes vielleicht als in den guten alten Zeiten, aber darin auch ein befreiendes. Treffend ist Pohrts Lob des Kapitalismus dort, wo es auf dessen vorgeblichen Gegner zielt, auf das oppositionelle Krisengejammer, das anzeigt, wie wenig man im Grunde gegen Herrschaft hat, wenn es nur einem selbst nicht an den Kragen geht. Er mag sie alle nicht, die Wagenknechts, die Chavez und all die anderen »kleineren Übel«, und wer will ihm da widersprechen.
Sie alle haben für ihre Feigheit, ihren Kleinmut und ihren Opportunismus nichts besseres verdient als das Kapital, und nicht nur sie. Schlau, schreibt Pohrt, seien die Kommunisten nur ein einziges Mal in ihrer Geschichte gewesen, 1989 nämlich, als sie den Klassenfeind mit dessen eigenen Waffen schlugen: »Zwanzig Jahre Mauerfall, und der Westen steht vor dem Staatsbankrott.« Ohne die Idee der Höllenstrafe, hieß es in einem seiner früheren Texte, müssten die Menschen am Leben verzweifeln. Das Fazit seines neuen Buches lautet: »Im Kapitalismus gibt es nur einen Gewinner, nämlich das Kapital. Der Verlierer sind immer die Menschen, und zwar alle, egal ob im Ghetto oder der Gated Community. Offensichtlich mögen sie das. Dagegen kann man nichts machen.« Der Kapitalismus als das säkularisierte Jüngste Gericht: Vielleicht ist das wirklich die letzte Hoffnung, die die Menschheit noch hat.

Literatur

Wolfgang Pohrt, Gewalt und Politik. Ausgewählte Schriften. Ed. Tiamat, 2010, 447 S., € 22,-
Ders., Kapitalismus Forever. Über Krise, Krieg, Revolution, Evolution, Christentum. Ed. Tiamat, 2012, 111 S., € 13,-
Christian Marazzi, Sozialismus des Kapitals. Diaphanes, 2012, 157 S., € 14,90
Joseph Vogl, Das Gespenst des Kapitals. Diaphanes, 2010/12, 223 S., € 14,90
Sandro Mezzada / Andrea Fumagalli (Hg.), Die Krise denken. Finanzmärkte, soziale Kämpfe und neue politische Szenarien. Unrast, 2010, 176 S., € 14,-
Christoph Prager, Ratingagenturen. Funktionsweisen eines neuen politischen Herrschaftsinstruments. Mandelbaum, 2012, € 14,90
Paul Mattick, Business as Usual. The Economic Crisis and the Failure of Capitalism. Reaktion Books, 126 S., £ 12,90
Evan Calder Williams, Combined and Uneven Apocalypse. Zero Books, 2010, 252 S., $ 24,95

Zum Weiterlesen: Die beste und materialreichste, ökonomie- wie ideologiekritisch fundierteste Analyse zu den Vorbedingungen der Krise findet sich in: Gerhard Stapelfeldt, Kapitalistische Weltökonomie. Vom Staatsinterventionismus zum Neoliberalismus. Kritik der ökonomischen Rationalität, Bd. 4, Buch 1 u. 2. Kovac 2009, 710 / 506 S., € 78,- / 88,-

---

[1] http://www.taz.de/Kommentar-zum-Eurorettungsschirm/!82792/
[2] Der Zusammenhang ist alles andere als willkürlich. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg betrug in Deutschland der Anteil des Außenhandels am Volkseinkommen, der hochgradig vertrusteten Wirtschaft gemäß, ziemlich genau ein Drittel. Nach den beiden gescheiterten Anläufen zur Weltherrschaft zog man in der neu gegründeten Bundesbank den Schluss, beim dritten Mal die Feinde lieber mit einem »währungs- und fiskalpolitischen Merkantilismus« niederzuwerfen zu versuchen. Getreu der modernisierten Verzichts- und Opferbereitschaft, derzufolge um des Exports willen »die inneren Dinge knapp« zu halten wären, stieg in Deutschland die Binnennachfrage im neuen Jahrtausend um gerade mal 1,7 %; in Japan, den USA und der Rest-EU liegen die entsprechenden Raten zwischen 5 und 13 %. Ähnliche eklatante Unterschiede gibt es auch in der Reallohnentwicklung zu verzeichnen. Unter dem Unwillen der deutschen Arbeiterklasse, für höhere Löhne zu kämpfen, haben so die Proletarier anderswo zu leiden.
[3] Auch der oben zitierte Joseph Vogl steht dieser Strömung nahe. Als Literaturwissenschaftler ist er allerdings, zu seinem Vorteil, weniger für die unmittelbaren Programmschriften verantwortlich. Stattdessen zeigt er in seiner Analyse des ökonomischen Schrifttums, wie dieses die Theologie als Muster der Weltdeutung ablöst. Das kommt zwar ein wenig schöngeistig daher (und wird entsprechend vom Feuilleton, das lieber von ›Oikozidee‹ hört als von Arbeitsbedingungen in Sweatshops, gepriesen), ist aber als Ideologiekritik trotzdem lesenswert.
[4] Vorn ferne erinnert das an Peter Hacks' Fazit über das Ende des Realsozialismus, das ja auch das Ende des fordistischen, auf Massenkonsum basierenden Kapitalismus bedeutete: Wie immer habe man gedacht, es gehe die Menschheit unter, und wie immer habe es sich nur als Untergang der Zivilisation entpuppt. Während Hacks aber heiter den Blick über die Epochen schweifen lässt (»Gut, das Jahrtausend war nichts. Sprechen wir / Von Nummer drei, Genossen, oder vier«), macht Pohrt exakt das, was er anderen so gerne vorwirft, nämlich sich zum Maßstab: Weil er aller Voraussicht nach das Ende des Kapitals nicht mehr erleben wird, wird es keiner.

Lars Quadfasel ist assoziiert in der Hamburger Studienbibliothek und in der Gruppe »Les Madeleines«. Seine Aufsätze zu »Buffy the Vampire Slayer« sind kürzlich im Sammelband »Horror als Alltag« (Verbrecher Verlag 2010) erschienen.

»Weg ins Nichts«

Marika Schmiedt ist Aktivistin, Filmemacherin, bildende Künstlerin und lebt in Wien. Die Auseinandersetzung mit der Situation der Roma und Sinti vor und nach 1945 bildet einen Schwerpunkt ihrer künstlerischen Arbeit. *Luis Liendo Espinoza* befragt sie zu ihrem neuen Film und zur dramatischen gegenwärtigen Lage.

***Du hast heuer einen neuen Film herausgebracht* Roma Memento. Zukunft ungewiss?**

Mein erster Film (*Eine lästige Gesellschaft*) war eine Spurensuche nach dem Schicksal meiner Großmutter. In *Roma Memento* kommt nun meine Mutter zu Wort. Der Film handelt von den Auswirkungen des Verlustes, den die Ermordung meiner Großmutter mit sich gebracht hatte. Ihre Kindheit hat meine Mutter bis an ihr Lebensende geprägt. Sie erzählt im Film, wie schlimm es für sie war, als Kind mit stetigen Anfeindungen zu leben. Es ging nicht allein um ihre Herkunft, sondern auch um das Nicht-Wissen ihrer Herkunft. Sie wurde gehänselt, in der Schule wurde sie Papua-Neger gerufen. Doch sie wusste lange Zeit nicht, weshalb sie überhaupt angefeindet wurde – dass sie eine Romni ist.
Ein weiterer Teil des Films thematisiert die gegenwärtige Situation der Roma.



Du hast dafür in einem Roma-Slum in Belgrad gedreht. Was war Dein Eindruck von den Lebensbedingungen der Bewohner?

Jasmina Tumbas war als Dolmetscherin tätig, über eine weitere Bekannte bekam ich Kontakt zu einer Familie. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, wie Roma heute leben. Es ist unglaublich, ich habe fast keine Worte dafür. Die Menschen leben zum Teil ohne Wasser, ohne Kanalisation und ohne Strom. Sie haben null Chance, keine Perspektive. Die Welt hat sie vollkommen abgeschrieben. Nicht einmal die Rettung fährt in diese Siedlungen, die weigern sich einfach dorthin zu fahren. Ich war damals im Sommer dort, aber ich habe keine Ahnung, wie man unter diesen Umständen den Winter überleben soll. Die Menschen sind zerstört und haben keine Energie mehr. Viele sind auch gar nicht mehr in der Lage, ihre Rechte einzufordern. Solche unwürdigen Zustände prägen die Menschen und nachfolgende Generationen.
Die Leute sind dort zum Teil richtig wütend, das habe auch ich zu spüren bekommen. Sie sagten mir, dass schon viele Kameraleute bei ihnen waren, um sie zu filmen, aber sich einfach nichts verändert hat. Die Leute sind verzweifelt und wollen einfach nur weg. Ich habe dort auch eine Deutsch sprechende Romni getroffen, die jahrelang in Deutschland lebte und in den Kosovo abgeschoben wurde. Sie bat mich um Hilfe, um nach Wien zu kommen. Leider konnte ich nichts für sie tun.

Der Gewalt gegen Roma scheinen heutzutage keine Grenzen mehr gesetzt zu sein.

In vielen Ländern, besonders in Osteuropa, gab es letztes Jahr wieder Pogrome gegen Roma. Wenn man die Geschichten liest, ist es unbegreiflich. Letztes Jahr habe ich im Roma Pavillon, anlässlich der Biennale in Venedig mit meinem Film *Vermächtnis. Legacy* (2011), dieses Thema aufgegriffen und das Ausmaß der Verfolgung thematisiert. In Bulgarien, Ungarn, Rumänien, Slowakei, und Tschechien werden Roma zusätzlich zu den schrecklichen Lebensbedingungen noch tyrannisiert und bedroht. Faktisch können sie sich nicht einmal an die Polizei wenden, weil Exekutive und Verwaltung von Jobbik (Ungarn) oder anderen Rassisten durchsetzt sind. Es ist ein Wahnsinn. Es haben auch schon einige Roma-VertreterInnen in Kanada um Asyl angesucht. Der Hass gegen Roma erreicht groteske Formen. So wurde im tschechischen Ort Rotava tatsächlich ein Sitz- und Stehverbot verordnet. Das Verbot richtet sich in erster Linie gegen Roma, deren Sichtbarkeit im öffentlichen Raum unerwünscht ist. Und solche Staaten sind Teil der EU.
Ich habe den Eindruck, dass die Öffentlichkeit diese Entwicklung gar nicht mehr erkennt. Es gibt heute vielleicht mehr Berichterstattung darüber und Zugang zu Informationen im Internet. Aber es ändert nichts. Im Gegenteil, die Intervalle zwischen den schweren Attacken werden immer kürzer. Für mich ist es schrecklich und unerträglich, diese Parallelen zur NS-Vergangenheit zu sehen. Fast täglich veröffentliche ich auf meinem Blog <u>http://marikaschmiedt.wordpress.com/</u> Nachrichten, Berichte und Videos über die Diskriminierung und Verfolgung der Roma. An der Sprache der Verhetzung und an dem Schweigen der Mehrheit hat sich nichts geändert. Ich persönlich habe keine Hoffnung. Es wird schlimmer werden. Trotzdem will ich versuchen, soviel wie möglich zu arbeiten und vor allem auch international tätig zu werden.

Wie soll man dieser Gewalt begegnen? Die gegenwärtigen Initiativen scheinen ja ins Leere zu laufen.



Das größte Problem liegt im fehlenden politischen Bewusstsein, nicht nur in der agierenden Politik der EU-Staaten, sondern auch in den Köpfen der Menschen. Das Furchtbare ist, dass jeder sich heutzutage Szenen der Pogrome selbst auf youtube ansehen kann. Es gibt Attacken, Pogrome, Tote. Was braucht es noch? Viele Leute wissen davon, sie sind kurze Zeit betroffen, aber es gibt keine Veränderung. Die Roma haben keine Lobby. Alles ist möglich. Die Konferenzen der EU-Beamten und *Antiziganismus*-Forscher bringen hier auch nichts. Das Gerede von Bildung und Integration kann ich nicht mehr hören. Die Kinder werden ja auf dem Schulweg, in der Schule angegriffen oder in getrennte Romaschulen und -klassen abgeschoben. Den Begriff Antiziganismus kann ich nicht ausstehen. Woher leitet sich der Begriff ab? Von Zigeuner, es ist eine Fremdbezeichnung. Im ORF gibt es kaum Berichterstattung zu der Verfolgung der Roma. Und falls doch, werden einfach Bilder von dreckigen Kindern als Schlagzeile gebracht, ohne wirklich auf die Hintergründe einzugehen. Dafür bedienen Sendungen, wie kürzlich *Dancing-Stars*, immer wieder unbedacht und gewissenlos Klischees: »Lass die Zigeunerin in dir raus!«, hieß es da, wobei das aggressive und feurige Tanzen hervorgehoben wurde. In *Das Geschäft mit der Liebe* auf ATV sprach einer der Protagonisten davon, dass »Zigeuner-Blut zum Lügen verleitet.« Wenn ich Geld hätte, würde ich die alle verklagen.

Meine Kritik richtet sich aber nicht nur gegen die Mehrheitsgesellschaft, sondern auch gegen die Roma-VertreterInnen. Im Verhältnis zum Druck und zu der existenziellen Bedrohung gibt es kaum ernsthafte Forderungen. Das Ausmaß der Gewalt wird verdrängt oder ignoriert. Die Aktivitäten vieler Roma-Organisationen entsprechen einfach nicht der tatsächlichen Notwendigkeit der Auseinandersetzung. Das Leben der Roma ist bedroht. Roma in Österreich, die was zu sagen hätten und es auch relativ problemlos könnten, versagen hier reihenweise. Entweder gehen sie mit den Forderungen der Mehrheitsgesellschaft konform, wie z.B. staatlich geförderte Knoblauch- oder Gurkenanbauprojekte als Roma-Selbsthilfe, oder tragen nichts Ernsthaftes zur Debatte bei. In Österreich bin ich eine der wenigen politischen Roma-KünstlerInnen und versuche hier aktiv zu werden. Doch von den hiesigen Roma bekomme ich kaum Unterstützung, ganz im Gegenteil: Meine kritische Auseinandersetzung und Arbeit wird ignoriert, angegriffen und nicht erkannt. Es ist ermüdend, weil ich mich ständig wiederholen muss, aber es bleibt mir nichts anderes übrig, als weiter zu machen.

Alle Anstrengungen müssen sich jetzt einmal darauf richten, eine Situation zu schaffen, wo die Menschen zumindest keine Angst mehr um ihr Leben, um das Leben ihrer Kinder haben müssen. Dann geht es auch darum, diesen unzumutbaren Lebensbedingungen etwas entgegenzusetzen. Dies sollte man aber nicht allein den betroffenen Staaten überlassen, hier braucht es EU-weite Regelungen. Dies betrifft auch die Abschiebung von Roma aus den westlichen EU-Staaten nach Osteuropa. Die Roma werden in Regionen abgeschoben, wo es absolut keine Chance auf ein »normales« Leben gibt und sie massiven Anfeindungen ausgesetzt sind. Das ist ein Weg ins Nichts – Zukunft ungewiss.

Der neue Film von Marika Schmiedt *Roma Memento. Zukunft ungewiss?* wird in der Reihe antidot am 19. April um 19.30 Uhr in der Stadtwerkstatt gezeigt. Anschließend spricht Luis Liendo Espinoza mit der Filmemacherin.

Weitere Filme von Marika Schmiedt: Eine lästige Gesellschaft (2001), Portrait-Reihe Visible (2009), Vermächtnis. Legacy (2011), Was bleibt. What Remains (2011)

Vom 21. bis 24. Mai veranstaltet die KUPF eine Schwerpunktwoche zu Roma und Sinti. Informationen: *<u>www.kupf.at</u>*

Luis Liendo Espinoza ist freier Autor und lebt in Wien.

Vom Bettel zu den Roma

Oder: Warum ich manchen Worten und Bildern misstraue. Von *Simone Schönett.*

Möglicherweise liegt es an meinem Beruf. Dass ich Wörtern oder, genauer gesagt, der scheinbaren Harmlosigkeit von Worten, kritisch gegenüber stehe. Dass ich an das harmlose Wort überhaupt nicht glaube. Und auch nicht an all das, was so scheinbar »normal« daherkommt, in der Sprache.
Möglich auch, dass meine Vorsichtigkeit gegenüber Wörtern von meiner Herkunft rührt. Gewiss ist jedenfalls, dass ich auf eine ganz Reihe von Wörtern förmlich allergisch reagiere. Und dass diese »Allergie« derzeit immer stärker wird. Sogar dort, wo man keine »allergieauslösenden Stoffe« vermuten würde. Zum Beispiel im Wort »Antiziganismus«. Einmal abgesehen davon, wie viel in diesem Wort mitschwingt, in der Definition des Begriffes tauchen noch dazu kein einziges Mal die Wörter Roma, Sinti oder Jenische auf, bloß jene Fremdbezeichnung, die ich nicht einmal mehr in den Mund, geschweige denn aufs Papier nehmen will, vor der aber selbst jene, die es ja eigentlich »gut« meinen, glauben, nicht darauf verzichten zu können.
Doch selbst, wenn der (Über)Begriff Roma verwendet wird: An dem transportierten Bild ändert das kaum etwas. Und an der Geisteshaltung einer ganzen Mehrheit schon gar nicht. Besonders deutlich wird dies in Österreich, wenn es um Bettler_innen geht. Denn Bettler_innen und Rom_nia werden mittlerweile ja synonym gebraucht, also in der Vorstellung gleichgesetzt. Die ohnehin menschenverachtenden »Bettelverbote« bekommen durch diese Gleichsetzung gleich einen noch mieseren Geschmack, als sie es ohnehin bereits haben. Denn wegen dieser im öffentlichen Diskurs fest verankerten Bedeutungsgleichheit von Bettler = Rom müsste man ja eigentlich nicht von Bettelverboten, sondern konsequenter- oder korrekterweise von Roma-Verboten sprechen. Doch *davon* ist so direkt natürlich nie und nicht die Rede.
Schon deutlich ausgesprochen werden in der Debatte aber Argumente wie: »Kampf gegen das Bettelunwesen«, organisiertes Gewerbe, mafiaähnliche Organisationen. Und – traurig, aber leider wahr – den wenigsten ist bewusst, dass diese Wörter, Sätze, als es in NS-Deutschland zur so genannten »Bettlerrazzia vom September 1933« kam, genau so in allen Zeitungen standen.
Die Wörter, mit denen völlig aus der Luft gegriffene Behauptungen untermauert werden, sind damals wie heute dieselben geblieben. Und die dazugehörigen Bilder auch.
Interessant, in dem Zusammenhang: Es waren zwei Künstler, die das Bild der »unterirdischen Bettlerorganisationen« enorm mitprägten, nämlich Fritz Lang mit dem Film »M. Eine Stadt sucht einen Mörder« und Bert Brecht mit seiner »Dreigroschenoper.« Wobei aber auch gesagt werden muss, dass es das Bild der »eigentlich nicht bedürftigen« Bettler schon davor existierte. Dass bereits 1494 im »Narrenschiff« von Sebastian Brant stand: »Mit Betteln nähren sich viele, die reicher sind als du und ich.«

Das Bild der »reichen«, die Arbeitenden ausnutzenden Bettler_innen liegt seit über 500 Jahren quasi »auf der Straße«. Und in etwa ebenso lange existiert das allgemeine Bild, das man gemeinhin von Roma, Sinti, Jenischen hat - und das irgendwie unveränderlich zu sein scheint. So, wie es in der »Sachsenchronik« von Albert Kranz aus dem Jahre 1529 steht: »Als man schrieb das Jahr 1417, da wurden in unseren Landen, nach dem Deutschen Meer gelegen, die gräulichen und schwarzen Leute, von der Sonne verbrannt, welche hässlich gekleidet und mit all ihrem Tun unflätig sind, behände und geschwind aufs Stehlen aus, sonderlich das Weibervolk, denn die Männer ernähren sich von dem, was die Weiber stehlen. Man nennt sie gemeinhin Tattern und in Italien Cigani... Es ist eine Art von Leuten, die da geboren werden und sich sammeln über dem Umherziehen durch das Land, tun nichts als reisen und treiben Müßiggang und Faulheit. Kennen kein Vaterland, ...leben wie die Hunde, achten keine Religion, leben ohne Sorge.«

Dieses Bild ist über fünf Jahrhunderte fast beinah das gleiche geblieben. Nicht auf die Wirklichkeit bezogen. Aber dauerhaft verankert.
In den Köpfen. Und in der Sprache.
Wo es bleibt. Auf ewig gekettet an Vorurteile, Stereotypen und schlimmste Klischees. Was aber fast niemandem auffällt. Sind doch die Roma-Bilder – die negativen wie die verromantisierenden – so derart präsent in den Köpfen; glaubt doch jeder zu wissen, was gemeint ist, wenn das Z-Wort fällt. Da ist dann schnell klar, dass es entweder um »Massen von Armen und Kriminellen oder eben um das geht, wofür man Roma gemeinhin hält: romantisch, verwegen oder »frei«. Aber sein Bild, das hat man. Bloß eben in den allermeisten Fällen nicht aus der tatsächlichen Realität bezogen. Weil man in Europa mit den »Romas« (©Ursula Stenzel) ja eher selten tatsächlich in Kontakt tritt. Was wohl an den fest verankerten Bildern liegen mag.
Unlängst, in der ersten Folge der »Dancing Stars« wurde – wieder einmal – ein Beispiel für das »romantische« Bild gegeben: Da wurde einer »Promi-Frau« von ihrem »Profi« attestiert, in ihr würde eine richtige Romni schlummern. Was er so natürlich nicht sagte, er verwendete das andere Wort, in der weiblichen Form. Was dann sowohl von der Dame in der Jury wie auch von der am Moderationsmikrofon mit Freuden, fast schon begeistert aufgegriffen wurde. Abgesehen davon, dass sie natürlich nicht von »einer richtigen Romni« sprachen – was meinten die eigentlich damit?
Ich meine: Welches Bild schwebte ihnen wohl vor?
Nun, vorstellen kann ich mir das schon. Da geht's halt um das »Feurige«, das nachgesagte Temperament, die angeblich angeborene, nein, im Blut liegende Musikalität, usw.
Aber dieser ganze Paprika-Im-Arsch-Quatsch, der widert mich eigentlich nur an. Weil man ihn nicht los wird, den ganzen Paprika, und das Scharfe.

Mittlerweile wird ja in fast allen großen TV-Sendern getanzt. Und Wert auf das Feurige gelegt. Wenn man sich nicht gerade in den Tiefen der Unterhaltungsindustrie versenkt und mal die Nachrichten hört, wundert das eigentlich nicht; man scheint Ausgleich zu brauchen zu der zunehmenden Autoritätshörigkeit.
Denn: Momentan wird in Europa ja die Angst wieder geschürt. Und Gehorsam vermehrt eingefordert. Momentan steigt wieder die Bereitschaft, erhebliche Teile von Freiheit zu opfern, in der Erwartung, dafür Sicherheit zu bekommen. Die Ausgaben dafür steigen, während
in unserer Sozialgesellschaft an den unteren Rändern bereits ganze
Teile abbröckeln.
Die Bereitschaft, Armut zu kriminalisieren steigt. Und Sicherheit und Überwachung werden wieder vorrangig. Aber zu mehr Menschlichkeit oder gar sozialer Gerechtigkeit wird das bestimmt nicht führen. Im Gegenteil. Es wird dabei nur die soziale Ungerechtigkeit steigen, die Zwei-oder Mehrklassengesellschaft weiter wachsen, und das, was der Soziologe Zygmunt Bauman so treffend »die Kluft zwischen den Habenden und den Habenichtsen« nennt.
Aber solange noch getanzt wird, kann es ja nicht so schlimm sein, oder? (Tanzten die auf der Titanic nicht auch bis zum bitteren Ende?).
Dass die Freiheit des Einzelnen zunehmend als Bürde empfunden wird, das macht mir irgendwie Angst. Weil dann so was wie Zivilcourage noch seltener wird. Sie wird aber ohnehin bereits, wie mir scheint, jetzt schon immer lieber aufgegeben zugunsten eines vermeintlich sicheren »Wir« - das mir suspekt ist. Nicht wegen des Wortes allein, sondern wegen allem, was so hinter einem Wort steht und mitklingt. (Auf dem Altar eines gemeinsamen Ganzen wurde schon viel zu oft viel zu viel Blut vergossen.)
Aber: Was nimmt man nicht alles hin, als *Gesetz*, ohne Protest, ohne Widerstand, im Vertrauen, dass es wohl gut gemeint, richtig oder gar wahr ist? Zumal, wenn es um die geht, von denen jeder ein Bild hat, ein ziemlich fremdes.

Das Bild der Roma in Europa ist eigentlich eine Fiktion. Eine Massenfiktion quasi. Außer den ihnen ohnehin schon zugedachten Rollen als entweder armes Opfer oder feuriges Temperamentsbündel kommt derzeit eine auch nicht ganz neue dazu. Derzeit werden sie in Europa wieder zu Sündenböcken gemacht. Die, zu denen einem immer auch das Wort Freiheit einfällt, und die deswegen immer schon als verdächtig galten. Die, an deren Namen man sich in Europa nur langsam und anscheinend schwer gewöhnt. Roma. Zu Sündenböcken gemacht werden sie aber unter einem anderen Namen. Aber schon wieder unter denselben Vorzeichen. Das erfolgt jetzt, aktuell, und bleibt doch quasi unbemerkt.
Begleitet von Stiefelklängen und Hetzrufen wird in weiten Teilen Europas aufmarschiert vor Roma-Häusern. So genannte Bürgerwehren werden gebildet, die Roma zuerst zu Kriminellen erklären, um dann – paramilitärisch organisiert – für »Sicherheit« zu sorgen.
Da werden nicht nur die Roma verbal wieder ins Gas geschickt, da wird ganz real auch Feuer gelegt, da wird Blut vergossen, da wird gemordet. Aber das regt in Europa irgendwie nur wenig auf. Und noch weniger, wenn es, so wie in Ungarn, *bloß* um Zwangsarbeit für Roma geht. Der schweigenden Mehrheit muss das wohl ins Bild passen.
»Sündenböcke« werden wieder geschaffen. Vor aller Augen. Die Bereitschaft zum Blindsein hierfür (oder die blinde Bereitschaft?), die existiert schon. Dass sich da Geschichte zu wiederholen droht – hat man zwar im Ohr, doch man ist nicht wirklich hellhörig.
Was bleibt?
Ein Wort: Stumm-blinde-Taubheit. Und die Befürchtung, dass diese mehrheitlich auch dann anhielte, wenn die »Sündeböcke« – in letzter Konsequenz – ihrer grausamen »Bestimmung« zugeführt, wenn sie also am Ende tatsächlich geschlachtet würden.

Quellen: Ayas, Wolfgang: »Asoziale« in Nationalsozialismus, Klett Cotta, 1995
Gilsenbach, Reimar. Oh Django singe deinen Zorn, BasisDruck Verlag , 1993

Simone Schönett, geb. 1972 in Villach, ist eine Jenische und lebt als freie Schriftstellerin. Zuletzt veröffentlichte sie den Roman »re:mondo«und das Drama ZALA. Beides in: Edition Meerauge, wo 2012 auch die Novelle »Oberton und Underground« erscheint.

EXPLOITATION FEMINISM?

Kristina Pia Hofer wirft einen zweiten Blick auf Herschel Gordon Lewis' Film von 1968 *She Devils on Wheels*.

Um Exploitation-Filme ist es seitens der feministischen Theorien während der letzten Dekade relativ ruhig geworden. Nicht, dass es vorher wahnsinnig gerappelt hätte im Reviewkarton. Seit Pam Cooks bahnbrechendem Artikel »Exploitation Films and Feminism« - immerhin bereits 1976 in der Zeitschrift *Screen* veröffentlicht - finden sich zumindest in akademischen Publikationen nur vereinzelt feministische und/oder gendertheoretische Überlegungen zu einschlägigen Machwerken. Auch während der trash-, kult- und fanverliebten 1990er arbeiten sich die Diskurse eher generell an der Frage nach »art-or-arse« ab, meist ohne sich auf die einladenden Anknüpfungspunkte zu sich zeitgleich formierenden dekonstruktivistischen Sex/Gender-Theorien einzulassen.

Grund genug, hier einen kurzen Blick auf einen Genreklassiker mit aufgelegter Geschlechterthematik zu werfen: Herschell Gordon Lewis' *She Devils on Wheels*. Der Plot des 1968 erschienenen Bikerfeatures ist schnell zusammengefasst. Die Zuseher_in folgt den *Man Eaters*, einer Motorradgang mit einem harten, verbindlich Kodex und einer strengen, aber charismatischen Führung, durch eine Reihe von generischen Episoden: innerhalb der Gruppe ausgetragene Rennen auf der offenen Piste, Sauf- und Sexparties mit knackigen, willigen Angehörigen des »anderen« Geschlechts, blut- und motoröllastige feierliche Initiationen von minderjährigen Pfleglingen, und verschiedene Stationen einer brutalen Fehde mit einer verfeindeten Gang. So weit, so bekannt aus anderen einschlägigen Filmen, mit denen Exploitation-Directors Ende der 1960er um das jugendliche Drive-In Publikum rittern. Als Alleinstellungsmerkmal für sein Feature wählt Lewis einen altbekannten »Verkehrte Welt« Geschlechtertwist: die *Man Eaters* sind eine Gang, die ausschließlich aus weiblichen Mitgliedern besteht. Diese prügeln, vögeln und stänkern sich durch den Film, als ob ihnen selbst gar nicht bewusst wäre, dass »richtige« Frauen zu dieser Zeit sowas eigentlich gar nicht tun. Der Film selbst serviert der Zuseher_in die Existenz einer solchen - doch eher untypischen - weiblichen Motorradgang als Selbstverständlichkeit. Selbstverständlich ist auch der Rotz, den die Man Eaters mit einer rivalisierenden Gang haben - diese ist allerdings rein männlich bestückt (und fährt- uncool! - *Autos*). Ganz »Kampf der Geschlechter«-mäßig fetzen die beiden Gruppen symbolträchtig über Territorialrechte: Beide beanspruchen den »Strip«, ein Stück freie Öffentlichkeit, zur exklusiven Benutzung. Das Ende mag überraschen: das letzte Wort im Beef um die Straße hat die Frauengang. Sie erringt den Sieg über die spektakuläre Enthauptung des männlichen Gangleaders durch einen perfide und hinterrücks über die Straße gespannten, für den auf dem Motorrad heranrasenden Bandenjoe unsichtbaren Draht.

Auf den ersten Blick lässt sich diese Artikulation der »verkehrten (Geschlechter-)Welt« eher als klassische Äußerung im Exploitation-Kontext lesen, und weniger als eine feministische Intervention in ein tendenziell misogyn angelegtes Genre. Wie ältere Exploitationfilme etwa kiffende Teenager, brandschatzende Beatniks oder sexuell aktive Schülerinnen als gruselige Sensation vorführen, stellt *She Devils* Frauen, die nicht wissen, wie sich Frauen zu benehmen haben, unverbrämt als Monstrositäten zur Schau. Ein zweiter Blick jedoch erlaubt, Lewis' Feature durchaus als Ressource für eine ernstgemeinte feministische Analyse zu erschließen. Immerhin erscheint *She Devils* im Jahr 1968 - zu einer Zeit, in der sich die zweite Welle der Frauenbewegung in westlichen Metropolen langsam zu formieren beginnt. Innerhalb von studentischen, subkulturellen und bürgerrechtlerischen Bewegungen beginnen Frauen (und vereinzelt auch Männer) zu diesem Zeitpunkt eine tatsächliche Gleichstellung der Geschlechter in ihren Lebenszusammenhängen zu fordern. Bürgerliche Rollenkorsetts - scheinbar natürliche »weibliche« und »männliche« Eigenschaften und Fähigkeiten - stehen plötzlich zur Diskussion. Wie diese Gleichstellung allerdings auszusehen hätte, und wer dabei auf der Strecke bleiben würde, ist zu diesem Zeitpunkt noch unklar - eine Unsicherheit, die sowohl in den alternativen Bewegungen als in der von diesen Bewegungen konfrontierten bürgerlichen Gesellschaft für Unbehagen bis heftigen Widerstand sorgt. *She Devils on Wheels* verarbeitet dieses Unbehagen in eine Art Exploitation Feminism, und projiziert eine mögliche Fantasie über den Weg zur Gleichstellung der Geschlechter als blutiges Spektakel mit unklarem Ausgang.

Dabei streift Lewis' Exploitation Feminism durchaus an Fragestellungen an, die mit dem state of the art verschiedener (akademischer) feministischer Kontexte seiner Zeit zumindest konferieren. In der Darstellung von Sex Acts zum Beispiel. Diese sind in *She Devils* nicht nur entkoppelt von (heterosexueller) Liebe, sondern auch vom Gedanken des »Privaten« und der häuslichen Intimität. Monogame Beziehungen sind den *Man Eaters* nicht nur verpönt, sondern verboten: Wer zweimal mit dem selben pennt, fliegt aus der Gang. Sex hat man mit »Studs« - junge Männer, die auf Abruf am Rande der Gang bereit stehen, und außer sexuellen Dienstleistungen nichts zum Gruppenleben beizutragen haben. Entsprechend einschlägiger pornotopischer Fantasien empfinden sich die »Studs« nicht als erniedrigt oder ausgebeutet, sondern zeigen durchwegs Begeisterung ob ihrer Rolle als Funktionsrammler. Die Partnerwahl erfolgt leistungshierarchisch: Die Siegerin eines Rennens darf jeweils als Erste aus dem Männerpool wählen. Vollzug ist Gruppensache: Sex hat man am Boden des Gemeinschaftsraums, neben- und durcheinander, Orgien-style. Statt heterosexuellen Pärchen - Keimzelle der bürgerlichen Familie und so des heterosexistischen Staates, wenn man so will - rollt eine sich windende, wogende Masse über den Boden, die sich einer Art kollektivem Begehren hingibt: Sex als *informe*. Eine freundliche und wohlwollende Leser_in sieht in dieser Darstellung eine der wichtigsten Forderungen der kommenden Neuen Frauenbewegung: jene nach der Ent-Privatisierung von Reglements von Verwandtschafts- und Familienorganisation, sowie nach der Politisierung von sexuellen Regimen als öffentlich und damit politisch. Mit der Koppelung der Partnerwahl an Leistung und Hierarchie straft *She Devils* auch die bürgerliche Ideologie der heterosexuellen »Liebe« als Basis für Mann-Frau-Paarungen Lüge, und stellt vielmehr zur Diskussion, dass auch gesellschaftlich erwünschte, idealisierte und privilegierte Verbindungen (wie die Heten-Ehe) einen festen Unterbau in sozioökonomischen Vorschreibungen haben. Die Verfremdung der Szene - durch die »verkehrte Welt« der umgedrehten Geschlechterrollen einerseits, durch die trashige, auf Sensation und Distanz zur Zuschauer_in intendierende Darstellungsweise andererseits - schafft Raum für Kritik der dargestellten Verhältnisse. Feministische Kritik *avant la lettre*? In der Rückschau vielleicht. Immerhin findet sich hier eine gewisse Kongruenz mit Erkenntnissen, die Gayle Rubin sieben Jahre später in ihrem Aufsatz *The Traffic in Women: Notes on the ,Political Economy' of Sex* unter großem Getöse in den akademischen Salon pfeffern wird.

Ein zu enthusiastisches Re-Claiming des Films als verstecktes (proto-) feministisches Juwel wäre jedoch zu eingleisig. Entsprechend dem Genre entkompliziert und verkürzt *She Devils* das Projekt »Geschlechtergerechtigkeit«: Produkt der Emanzipation sind Frauen, die einfach männliche Gewalt für sich in Anspruch nehmen und ausgewählten Verkörperungen von patriarchaler Macht (wenn man so will) ihre eigene Scheiße zu fressen geben (auf dem Boden liegende Prügelopfer zB nässen die Frauen abschließend mit Urin ein). Dementsprechend gibt es im utopischen Kosmos der *She Devils on Wheels* eindeutige Verlierer: und zwar die von den »neuen« Frauen gründlich versemmelten Männer. Lewis greift hier zu einem für einen Legs-and-Ass-Exploitationfilm eher unüblichen Stilmittel: Fokus der sensationslüsternen Kamera ist nicht der verstümmelte weibliche, sondern der geschundene, blutende, aufgebrochene, Schmerzen und Demütigung leidende männliche Körper. Eine pessimistische Leser_in sieht hier eine generelle Angst vor Gleichstellungsbestrebungen. Frauenemanzipation: ein Schlachtfeld! Das Opfer: der Mann!

Ein weniger auf das herrschende Zwei-Geschlechter-System und die damit an Subjekte einhergehenden stereotypen Zuschreibungen fixierte Zuseher_in mag allerdings auch dieser Darstellung etwas abgewinnen können. Das Genre Exploitation Film erlaubt *She Devils* nämlich, zu der auf der Leinwand dargestellten Gewalt keine Stellung nehmen zu müssen: Der Film bleibt den Taten der *Man Eaters* gegenüber seltsam ambivalent, und verabschiedet sich aus dem Narrativ, ohne sie zu feiern oder moralisch zu verurteilen. Ein relativ abruptes Ende (die Gang wird, nachdem sie ihrer Strafe für die Enthauptung des Autogangleaders in erster Instanz entkommt, in den letzten fünf Sekunden dann doch noch - und das völlig ohne Suspense - von einem zuvor als Dodel in die Diegese eingeführten Cop verhaftet) sorgt für eine narrative Leere, die eigene Schlussfolgerungen geradezu einfordert. Der Film lässt seinen eigenen in der Diegese verfolgten Ansatz – Geschlechtergerechtigkeit ließe sich in der bloßen Ergreifung von »männlicher« Gewalt durch »Frauen« erreichen – quasi im Regen stehen. Hier ist Raum für nicht-geschlechternormatives Weiterdenken: Wer dem herkömmlichen Dualismus von zwei und nur zwei polaren und komplementären Geschlechtern verhaftet bleibt, bringt das Projekt Gender Equality keinen Schritt weiter. Aber: Von wildgewordenen Rock-n-Roll Girls geköpfte Platzhirsche schauen wir uns auf dem Weg in komplexere Lösungen zur Abwechslung dann doch ganz gern an.

Kristina Pia Hofer forscht und lehrt zu Trash und Exploitation Film an der JKU Linz und der Universität für Angewandte Kunst Wien.

Günter, das ist Gegenkultur!

Der Hochegger »Brandzinken« Günter hat über die Anfangszeit der STWST geschrieben. Ein Buch über das Jahr 1981: Persönliche Überlebensstrategien zwischen Kunst und politischem Protest. *Tanja Brandmayr* fragt nach.

Die unumgängliche erste Frage: Warum hast du das Buch geschrieben?

Ich habe mit dem Gedanken schon Jahre gespielt, das aufzuschreiben, was ich 1981 in der STWST erlebt habe … und dann hat es gepasst. Im 2009er Jahr habe ich noch den Karmayr im Landesgericht präsentiert und danach ist der Gedanke wieder aufgetaucht. Man kann sagen, das Vorhaben hat sich schön langsam von selbst entwickelt.

Gleich zum Stichwort Karmayr: Viele kennen dich mit Arbeiten zu diesem Kriminalrichter, vor allem aber mit deinen Brandzinken – die dich im Endeffekt auch zum »Brandzinken Günter« gemacht haben. Willst du vielleicht kurz was dazu sagen?

Die Brandzinken waren Zeichen, mit denen sich die Vaganten und Ganoven des 18. Und 19. Jahrhunderts verständigt haben. Diese ursprünglichen Zeichen waren sozusagen Verständigungsmittel, z.B. wo etwas zu holen ist oder nicht. Das waren ja alles Analphabeten damals. Kajetan Karmayr, der Kriminalrichter von Freistadt, hat zwischen 1820-30 diese Zeichen notiert, genau 1739 Stück. Und er hat auch die damalige Vaganten- und Ganovensprache aufgeschrieben.

Zurück zum Buch: Die beschriebene Zeit als Cafewirt und als Bewohner der frühen STWST dauert von Frühling bis Herbst 1981. War die STWST trotzdem mehr als eine Phase für dich?

Ich bin noch lange dabei gewesen, hauptsächlich aber als Gast. Bis 1992 habe ich mich aber als lebender Bestandteil der Szene gesehen und war auch regelmäßig dort.

Und ab 1992 nicht mehr?

Das Café war dann übergangsmäßig geschlossen. Dann bin ich auf den 50er zugegangen und habe gespürt, dass das jetzt für eine jüngere Generation ist. Ich hatte aber Ausstellungen in der STWST, zum Beispiel 1991 eine zum Noricumprozess. 2005 hatte ich eine Lesung mit dem Buch »A Raubersgschicht«, wo es um Erlebnisse und Erfahrungen zur Noricum-Geschichte geht.

Noricum (Anm.: Ein österreichischer Politskandal rund um die illegalen Waffenlieferungen der Voest-Tochter Noricum) hat dich anscheinend recht ausführlich beschäftigt?

Ich war neun Monate Geschworener im Prozess. Ähnlich wie die Zeit in der STWST auch, war Noricum für meine persönliche, künstlerische und psychische Entwicklung ein Meilenstein. Künstlerisch, weil ich mit der Auseinandersetzung mit diesen Plattingern in ihren Anzügen zu meinen Brandzinken gekommen bin: Aus der direkten Konfrontation mit der so genannten besseren Gesellschaft ist bei mir während des Prozesses im Gerichtssaal die Idee entstanden, mich mit sozialen Außenseitern zu beschäftigen. Ich bin dann auf diese Zinken, die Ganovensprache und diese Zusammenhänge gekommen. Psychologisch gesehen habe ich mir danach mehr zugetraut. Ich habe während des Prozesses und dieser ganzen Auseinandersetzung richtig Courage entwickelt. Zuvor war meine Erziehung nicht grade ermutigend, ich bin aus einer pechschwarzen christlichen Familie aus dem Innviertel gekommen: Dort habe ich mit der bürgerlichen Ideologie richtig gebrochen und war lange mittendrinnen ein Aussteiger.

Das bringt mich wieder auf den Buchtitel zurück: »Gib dem Feuer keine Nahrung!«. Damit trifft nämlich 1981 in Linz der politische Protest der STWST mit deiner persönlichen Entwicklung zusammen. Du schreibst, dass du dem Feuer keine Nahrung geben wolltest, weil du dich nicht wie die meisten deiner Innviertler Nachbarn »zum Leibeigenen der Bank machen wolltest«, um deinen verschuldeten Besitz jahrzehntelang abzuarbeiten. Im Gegensatz dazu wolltest du Freiheit und bist 1981 nach Linz gekommen, um dann in der STWST gleich mal zu wohnen. Und das war ein recht wildes Jahr? Ich denke an die Kaarstraße, wo es am Wachtposten massive Polizeiübergriffe gegen STWST-AktivistInnen gegeben hat, oder die Hausbesetzung in der Rosenstraße …

… oder die Einstürzenden Neubauten, die damals beinahe das ganze Häusl demoliert haben. Dabei hab ich einiges bewusst ausgelassen. Bei der Kaarstraße, diesem Tumult und der Polizeiprügel auf dem Wachtposten, hab ich mich glücklicherweise vorher zurückgezogen. Natürlich wusste ich aber, warum es dazu gekommen ist und wie sich die Dinge zugetragen haben. Auch bei den ärgeren Krawallsachen war ich nicht dabei. Ich habe geschrieben, wie ich es erlebt und gesehen habe. Insgesamt war alles anders als heute. Früher war das viel mehr Plagerei, um überleben zu können. Nach dieser Kaarstraßengeschichte habe ich sowieso gedacht, es ist aus mit der STWST. Aber nicht nur das, nicht nur die Veranstaltungen, sondern auch das Publikum war anders. Zum Beispiel die drei Banklehrlinge, die eigentlich gar nicht ins Café kommen durften, weil es auf der Bank eine Liste mit verbotenen Orten gab. Dass die gekommen sind, war auch damals die Ausnahme. Aus den besseren Kreisen war fast niemand da, die STWST war verschrien, zum Beispiel als anarchistisch. Und da ist schon drauf geachtet worden, dass sich da niemand ansteckt.



Brandzinken Günter und sein Publikum bei der Lesung in der Stadtwerkstatt.

Man hat fast auch ein bisschen das Gefühl einer inoffiziellen Parallelgeschichte der STWST, die du erzählst. Es werden die Kunstaktionen nur zum Teil angerissen. Wobei dir, dem damaligen Mosaik-Künstler, so manches Mal über diverse STWST-Aktionen erklärt wird: »Günter, das ist Gegenkultur« oder: »Günter, das ist künstlerische Gestaltung« – und definitiv fügst du dich »nicht immer in dieses soziale Räderwerk, seine Anschauungen und Praktiken« ein, wie es am Klappentext des Buches so schön heißt. Aber gerade mit diesen Reibungsflächen entsteht ein gutes Stimmungsbild, eine so genannte Milieustudie der bespielten und bewohnten Häuser der alten STWST. In einer Zeit, in der es jungen Frauen noch passieren konnte, wegen vorehelichem Sex vom Vater ins Heim gesteckt zu werden, und Burschen vor die Zivildienstkommission mussten. … Ich komme damit auf deine Störaktion während der Angelobung am Staatsfeiertag am Hauptplatz …

… jaja, der »liabe Anschlag«. Ich habe das damals nicht groß weitererzählt, weil ich Angst vor den Konsequenzen hatte. Es war ja eine aufgeheizte Stimmung damals. Und unsere Leute haben auch was geplant. Aber die Idee mit dem Dispersionskleber, den ich vor der Angelobung am Boden ausgestrichen habe und der etwas länger braucht, um fest zu werden, also diese Idee war schon meine. Dass dann zuerst einige Würdenträger, dann auch Sanitäter und Polizisten am Boden picken geblieben sind, das hat vor Ort schon für allgemeine Erheiterung gesorgt.

Heutzutage ginge das sicher als astreine subversive Aktion durch?

Ja.

Trotz dieser engen Verbindung von dir mit der Geschichte der STWST hat das Buch doch ein trauriges Ende: Die VertreterInnen der STWST werden Ende 1981 zu offiziellen KulturakteurInnen. Sie werden zum Ball geladen und gehen auch hin – in Abendkleidung und im Bewusstsein, wichtige Leute treffen zu können.

Das war wirklich eine große Enttäuschung für mich. Das habe ich nicht für möglich gehalten. Dieselben Leute, die bei der Hausbesetzung dabei waren oder sich ein halbes Jahr vorher noch von der Polizei herdreschen haben lassen … wie ich die plötzlich in diesem Aufzug gesehen habe, das werde ich nie vergessen. Ich hab mich vorher mühevoll aus diesem bürgerlichen Denken herausgelöst und hab dafür eh zehn Jahre gebraucht … und dann hab ich so was erlebt.

Wie siehst du das heute?

Zuerst einmal: Es ist unendlich wichtig, dass es das gibt, die STWST. Und ich möchte nichts streichen oder vermissen von dem, was ich erlebt habe. Im Gegenteil: Es war eine Lehrzeit für mich. Ich bin aus dem Innviertel gekommen und es war ein Sprung ins kalte Wasser. Und ich hab schwimmen gelernt.

Und die STWST hat in diesem Jahr auch schwimmen gelernt?

Die Leute dort haben das eh schon können. Und haben sich im Vergleich zu mir viel mehr getraut.

Eine wichtige Frage noch zum Buch, weil das auf den ersten Blick vielleicht abschreckend für manche LeserInnen ist: Warum schreibst du in Umgangssprache, im Dialekt?

Ich hab mich immer bemüht, zu meiner Sprache zu finden – und das ist jetzt meine Sprache. Mundartdichtung ist es gar nicht. Es ist was Eigenes. Ich bin ja kein Sadist, ich will den Leser ja nicht quälen. Ich glaub, es ist angenehm zu lesen und das ist wichtig … Und der Stelzhamerbund hat deswegen auch keine Freude mit mir.

Beim Stelzhamerbund kommt wahrscheinlich auch selten Polizeiprügel vor, so wie bei dir.

Das wirst du dort sicher nicht erleben.

Abschließend: Was ist dein nächstes Vorhaben?

Ich schreibe an einem Gebetbuch für Ganoven – in dieser Vagantensprache, die 200 Jahre alt ist. (Anm., zum Beispiel: *»Im Renkn der Auscherei, des Reibäch und der lahmigen Blendsiegelei« – Im Namen des Kapitals, des Profites und der heiligen Wirtschaft*). Ich habe ein antiquarisches Gebetsbuch aus dem 19. Jahrhundert, das ich als Folie verwende. Ich werde mit Wörtern aus der Sammlung Karmayr arbeiten und das Buch mit Brandzinken illustrieren. Zum Teil habe ich mit einer Kollegin von der Kupfermuckn-Redaktion schon einige Ganovengebete in der Kirche gepredigt.

Hochegger »Brandzinken« Günter: Gib dem Feuer keine Nahrung! 151 Seiten, edition pro mente, 2011.

Hochegger »Brandzinken« Günter ist laut Eigendefinition »Einzelgänger, Mensch und Künstler, der sich immer bemüht hat, seinen eigenen Weg zu gehen«. In Vagantensprache bedeutet letzteres: Er kraut sein eigésch Duders.

Tanja Brandmayr ist freie Kunst- und Kulturschaffende. Aktuelles Projekt: »Personality Tracks« am 26. April im Linzer Posthof – das kürzeste Tanztheater-Roadmovie der Welt.

Kunst und Technologie, einst und jetzt

Franz Xaver über servus-Operette, Stadtwerkstatt-TV und die neuen Medien.

Ob es die kürzlich aufgeführte Operette des Vereins servus.at zur »Geschichte des Internets« ist oder ob es die Projekte der Stadtwerkstatt sind, die vor 20 Jahren aufgeführt wurden – sie alle haben das gleiche Thema: die neuen Medien. Die Stadtwerkstatt hatte dazu schon immer ihre eigene Position und kann darauf auch stolz sein. Damals wurden alle Medien unter Einbeziehung des Publikums genutzt um interdisziplinäre Inszenierungen in andere Medien zu transformieren. Meist waren es analoge Arbeitsmaterialien und Geräte. Die digitalen Technologien wurden meist nur als zusätzliche Zuspielquelle (Grafik und Animation) genutzt. In einigen seltenen Fällen wurde der Computer auch für eine interaktive Sensorik verwendet.

Vor Kurzem erinnerte uns die Operette von servus.at an diese vergangenen Veranstaltungen der Stadtwerkstatt, die sich damals unter dem Label Stadtwerkstatt-TV etablierten. Und wenn servus.at ihre Inszenierung als Operette bezeichnet, könnte man die frühen Arbeiten der Stadtwerkstatt durchaus dem Genre der Oper zurechnen. Viele Leute vermissen noch immer diese Großinszenierungen der Stadtwerkstatt und sehen in Folge sogar eine Orientierungslosigkeit.

Wenn man diese Events von servus.at und Stadtwerkstatt-TV nun gegenüberstellt, fallen mehrere Gemeinsamkeiten auf. Diese Art der Inszenierung finden wir verstärkt in der Stadt Linz, und folglich müssen sie mit dieser Stadt zu tun haben. Bei den Inszenierungen geht es unter anderem auch um die Aktivierung möglichst vieler Mitwirkenden und um einen Gruppenbildungsprozess. Diese Inszenierungen profilieren in Folge meist eine Gemeinschaft, zu der man als »moderne«, »kritische« Person gehören sollte. In Linz taucht dieser gemeinschaftliche Wille immer wieder auf und ist vielleicht ein Überbleibsel der Arbeiterstadt. Solidarität, Freundschaft und Handschlagqualität sind durchaus Errungenschaften und Grundfesten einer Arbeiterschaft und mit diesen Inszenierungen finden wir diese auch in der Kunst- und Kulturszene. Solche Konstrukte wären aber in anderen urbanen Räumen nicht vorstellbar.

Und wenn man nun diese Events mit konventionellen Theater- oder Filmproduktionen vergleicht, fällt auf, dass sie sich durch das Arbeitsverhältnis und die Honorierung der künstlerischen Darbietungen unterscheiden. Dies ist aber für ein nachhaltiges Arbeiten unabdingbar. Ohne geregeltes Verhältnis bleibt leider alles nur ein Spiel – eben eine Operette. Der Stadtwerkstatt zeigte sich nach diesen Inszenierungen vor 20 Jahren nun ein anderer Weg – ein nachhaltiges Arbeiten. Die Stadtwerkstatt definiert sich über Kontinuität und nach wie vor kritische Positionierung zu den Informationsmedien. Gerade bei unseren aktuellen Themen wie Natur und Kunst, Information und Evolution kann dies nur über einen Zeitraum von mehreren Jahren bearbeitet werden.

Die Auseinandersetzung mit den neuen Medien ist also der Stadtwerkstatt auch heute noch genauso wichtig wie in den 80igerJahren. Vor allem die informationsverarbeitenden Maschinen sind sehr viel komplexer und »digitaler« geworden und werden in unserem neuen Arbeitsfeld mit den poietischen Systemen der Natur verglichen. Aber man muss diese künstlichen Strukturen der Informationstechnologie sehr kritisch betrachten, um nicht in bedenkliche Bereiche des Datenrechts zu kommen. Die Inszenierung von servus.at hat dies auch aufgezeigt. Und der operettenhafte Charakter brachte den notwendigen Unterhaltungswert. Man konnte dies während der Aufführung am Schmunzeln des Publikums und der Akteure beobachten. Bei der historischen Darstellung des Netzes war mir persönlich alles viel zu viel auf das Internet fokussiert. So kam das Fidonet gar nicht vor, jenes Netz, das 1987 noch dreiviertel des globalen Informationsnetzes stellte und von Freaks über ein BBS (Bulletin Board System) betrieben wurde. Aber es waren genau diese Freaks, die ein globales Informationsnetz gründeten und nach einem Hund namens FIDO benannten. Es waren genau diese Freaks, die einige Jahre später das Internet mit Linux und ihrer Copyleftbewegung der Allgemeinheit zugänglich machten. Zu kurz kam auch die Auseinandersetzung der Kunst und der Wissenschaft, die den Bedarf und die Notwendigkeit eines globalen Informationsnetzes in den 80er Jahren das erste mal deponierten. Es wäre aber an der Zeit jenen Bedarf genauer zu analysieren. Da wären nun Historiker gefragt, die noch in analogen Medien recherchieren können.

Foto: Michaela Riess

Die servus Operette, Akt 1 – Das Hyperwesen, Nicholas Treadwell

Denn genau diese Zeit schaffte eine Sehnsucht und den Wunsch nach einem globalen Informationsnetz. Also vor dem »http://« Protokoll und dem ersten Internetbrowser »Mosaik« musste zuerst ein Bedarf geweckt werden. Wie auch in der Operette spielerisch angemerkt, brachte dieses Internet nicht nur einen leichteren Informationszugang für die User und Hyperwesen sondern auch mehr Möglichkeiten, Personen zu überwachen, ihr Marktverhalten zu analysieren und Bedürfnisse zu erzeugen. Aber wie schon erwähnt, fraglich ist nur, wo der Bedarf nach dieser mächtigen Maschinerie der Informationstechnologie herkam.

Und in diesem Zusammenhang ist es kaum zu glauben, dass dieses Instrument der Informationskontrolle vom Militär ohne Eigeninteresse einer zivilen Nutzung zugeführt wurde. Zu einer Zeit als das Militär den Transport der Informationen als Machtkonzentration erkannte. Um die Informationen beherrschen zu können, wurden sogar bewusstseinserweiternde Drogen entwickelt und getestet, am Butterfly-Effekt geforscht und, um den Technologievorsprung nicht zu verlieren, musste von jedem zivilen integrierten Schaltkreis eine bessere (temperaturbeständigere) Militärversion produziert werden. Aber um nun nicht in eine Verschwörungstheorie zu verfallen, muss man dieser Allmacht des Militärs auch eine Ohnmacht entgegenhalten. Mit dem Hintergrund der hohen Verteidigungsausgaben wurden die militärischen Interessen auch als Motor der Marktwirtschaft gesehen. So wurden in dieser Zeit Laserkanonen getestet, die im Starwars-Programm Territorien vor feindlichen Interkontinental-Raketen schützen sollten. Diese Geschichte würde eigentlich nach Hollywood passen, wurde jedoch ernsthaft der Öffentlichkeit präsentiert und finanziert. Es wurden Aufträge zum Bau von Hochenergielasersystemen gegeben, bei denen der Laserstrahl die Röhre, die er verließ, zugleich abbrannte.

Das Internet sollte immer als Medium gesehen werden, das alle diese Informationen transportiert. Geniale Planung, Zufall oder Schildbürgerstreich, eines steht fest: Das Internet ist kein leichter Tobak. Und deshalb meinen Respekt an alle Organisationen und Personen, die versuchen dieses Netz kritisch zu hinterfragen.

Franz Xaver ist Vorstandsmitglied der Stadtwerkstatt.



Vom Führer zu den »neuen Juden«

Stephan Grigat über die FPÖ nach Jörg Haider.

Die Freiheitlichen, die sich in Österreich seit Neustem bekanntlich wie »die neuen Juden« fühlen, haben noch 2009 im Europaparlamentswahlkampf in einer Anzeige in der *Kronenzeitung* die antisemitischen Ressentiments der Leserschaft bedient, indem sie sich gegen einen von niemandem ernsthaft diskutierten EU-Beitritt Israels in Pose warfen und die grüne, sozialdemokratische und konservative Konkurrenz auf Grund ihrer vermeintlichen Unterstützung solch eines Beitritts im traditionellen Nazi-Jargon als »Handlanger der Amerikaner« denunzierten. In der aktuellen Krise geraten nun in Europa ganz andere Personen und Institutionen als »Handlanger der Amerikaner« ins Visier des Volkszorns: Hedgefondsmanager und Börsenspekulanten, Ratingagenturen und Investmentbanken. Ende 2011 griff beispielsweise der Haus- und Hofdichter der österreichischen *Kronenzeitung*, Wolf Martin, die nationalsozialistische Unterscheidung von »raffendem« und »schaffendem« Kapital auf und reimte in der auflagenstärksten Tageszeitung des Landes: »Das Spekulantenpack ist schädlich, doch nicht das Kapital, das redlich.« Und große Teile der Linken geben sich mit ihren Attacken gegen das »Spekulantentum« und gemeinschaftsschädigende »Heuschrecken« größte Mühe, den rechten Kämpfern gegen die »Zinsknechtschaft« in nichts nachzustehen. Dennoch ist auffällig, dass in der wohl größten ökonomischen Krise nach 1945 gerade in Österreich und Deutschland zwar das keineswegs nur für die postnazistischen Gesellschaften obligatorische Ausspielen vom »bösen Markt« gegen den »guten Staat« über alle Parteigrenzen hinweg fröhliche Urstände feiert, aber zumindest bisher keine *offen* antisemitische Massenpanik ausbricht. Es bleibt allerdings abzuwarten, welches Krisenbewusstsein sich in Deutschland und Österreich letztlich durchsetzen wird, wenn dort die Auswirkungen der Verwertungskrise sich trotz der Versuche Deutschlands, sich an der Krise in anderen, insbesondere den südeuropäischen Ländern zu sanieren, in einer Art bemerkbar machen werden, die heute noch gar nicht abzusehen ist.

Der verblichene Meister

Einer, dessen Auftreten und Politik lange Zeit auch für Krisenverwalter aus anderen Parteien Modellcharakter hatte, und der wohl in der aktuellen Situation zur Höchstform aufgelaufen wäre und wie ein Ferment für das regressive und ressentimenthafte Krisenbewusstsein gedient hätte, weilt seit einigen Jahren nicht mehr unter uns. Den österreichischen Fremdenfeinden und dem modernisierten europäischen Rechtsextremismus ist 2008 mit Jörg Haider eine Leitfigur abhanden gekommen, weil sie sich volltrunken hinter das Steuer setzte und nach Walhall raste. Seine früheren Konkurrenten, die ihn schon zu Lebzeiten nicht nur beneidet, sondern immer auch ein wenig bewundert haben, übten sich angesichts dieses Abgangs in »Pietät«, die jedes böse Wort über den Verstorbenen verbiete. Sie kaschierten damit ihre hemmungslose Verklärung und Verharmlosung eines Politikers, dem sie früher nur mit begriffs- und substanzlosen Demokratiebeschwörungen bei gleichzeitiger weitestgehender Übernahme der Politik dieses Lautsprechers der postnazistischen Volksseele begegnen konnten.
Zum Begräbnis Haiders waren dann alle noch einmal nach Klagenfurt gekommen, um vom prototypischen Führer der demokratisierten Volksgemeinschaft Abschied zu nehmen: Zum langjährigen Haider-Freund und Ghaddafi-Sohn mit dem Sympathie verströmenden Vornamen »Schwert des Islam« gesellte sich der Bundespräsident, der Bundeskanzler und sein designierter Nachfolger, Ex-Kanzler und Vizekanzler von der Volkspartei und fast alle Minister der damaligen großen Koalition, sämtliche Landeshauptleute, der Präsident der Wirtschaftskammer und der Vorsitzende der Gewerkschaft, Kameradschaftsbündler, Burschenschaftler in vollem Wichs und 30.000 trauernde Bürger. Das Bundesheer hielt Ehrenwache. So war Österreich noch einmal ganz bei sich – als große postnazistische Familie, in der alle um so fester zusammenstehen, je mehr sie sich alle hassen.
Auch Veteranen der Waffen-SS, die Haider in früheren Jahren als »anständige Menschen« bezeichnet hatte, »die einen Charakter haben, die auch bei größtem Gegenwind zu ihrer Überzeugung stehen und ihrer Überzeugung bis heute treu geblieben sind«, nahmen an den Feierlichkeiten mit der versammelten Staatsspitze teil, und der ORF war sichtlich bemüht, die ordenbehängten Recken nicht ins Bild zu rücken. In den letzten Jahren vor seinem Tod hatte man Lob für die nationalsozialistischen Vernichtungskrieger oder für die »ordentliche Beschäftigungspolitik im Dritten Reich« (Haider vor dem Kärntner Landtag 1991) allerdings nicht mehr gehört, und in einem seiner letzten Interviews kritisierte er die mangelnde Abgrenzung der FPÖ zum offenen Neonazismus. Sein neuestes Projekt dürfte darin bestanden haben, den postfaschistischen Konsens und die postnazistischen Ressentiments gegen jene Nazis zu organisieren, die vom Hitlergruß nicht lassen können, was aber wohl auch nichts daran geändert hätte, dass die alten Kameraden jährlich mit Unterstützung der Landesregierung am Kärntner Ulrichsberg aufmarschieren.
Österreich hat 2008 seinen Führer der Herzen verloren, der sich als Leitfigur für die nach gemeinschaftlicher Wärme lechzenden Opfer seiner Wirtschaftspolitik und für die erfolgreichen, kaltschnäuzigen Eventhopper in Kärnten gleichermaßen etablieren konnte. Haider hat in seinem arisierten Bärental seine letzte Ruhe gefunden, aber es war absehbar, dass sich an der Unerträglichkeit der österreichischen Normalität auch ohne ihn nicht viel ändern würde. Ein Charakteristikum der postnazistischen Gesellschaft in Österreich besteht darin, dass die zwangsdemokratisierten Nazis nicht als solche bezeichnet werden, sondern als »nationales« oder »drittes« Lager neben dem sozialdemokratischen und konservativen zum integralen Bestand der Zweiten Republik zählen. Eine Kooperation mit diesem »dritten Lager« stellt daher stets eine Option dar. Und bekanntlich existieren heute sowohl in der Sozialdemokratie als auch bei den Konservativen maßgebliche Stimmen, die sich die Möglichkeit einer Kooperation mit der FPÖ nach den Nationalratswahlen 2013 unbedingt offen halten wollen.

Haiders Erben

Daran ändert auch das mittlerweile bei den Freiheitlichen dominierende Personal nichts. Barbara Rosenkranz beispielsweise, die FPÖ-Präsidentschaftskandidatin des Jahres 2010, die laut einem Urteil des *Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte* straffrei als »Kellernazi« bezeichnet werden darf. Das »Personenkomitee für Barbara Rosenkranz« pries die FPÖ-Inhalte als Beitrag zu einer »Demokratisierung Österreichs« an. Die Betonung der Demokratie im Sinne des gesunden Volksempfindens, das gegen die republikanischen Institutionen und die staatlichen Vermittlungsinstanzen in Anschlag gebracht wird, steht ganz in der Tradition von Jörg Haider. Der gegenwärtige Einfluss der offen rechtsextremen Parteikader und der deutschnationalen Burschenschaftler auf die FPÖ bedeutet hingegen eine partielle Abkehr vom Modernisierungsprogramm des ehemaligen Vorsitzenden. »Unterm Haider hätt's das nicht gegeben«, dürften sich bei der Nominierung von Rosenkranz nicht wenige jener Fans des verunglückten Führers gedacht haben, welche die allzu offene NS-Nostalgie schon immer reichlich antiquiert fanden.
Doch ähnlich wie in Deutschland kann auch in Österreich eine Partei mit allzu offener Nähe zum historischen Nationalsozialismus heute offenbar nur mehr einen vergleichsweise geringen Teil der Wähler ansprechen. Das nötigt jene die Partei heute dominierenden Burschenschaftler wie den EU-Parlamentarier Andreas Mölzer, den stellvertretenden Parlamentspräsidenten Martin Graf oder auch den steirischen Parteivorsitzenden Gerhard Kurzmann, der bekennendes Mitglied der Kameradschaft IV der Waffen-SS ist, die vermeintlich »unideologischen Populisten« um Parteichef Strache und Generalsekretär Herbert Kickl weitestgehend das politische Tagesgeschäft bestreiten zu lassen. Bisher bekanntlich mit reichlich Erfolg – was umso bedrohlicher ist, als hierzulande selbst Straches Auftritt beim WKR-Ball kein Grund ist, möglichen Kooperationen mit der FPÖ eine Absage zu erteilen. Das heißt, selbst Vergleiche einer antifaschistischen Demonstration mit den antisemitischen Ausschreitungen in der »Reichskristallnacht« und Straches Eröffnungsrede zum deutsch-völkischen Burschenschaftlerball, in der er verkündete, er sei »stolz auf jeden unserer Alten Herren« (also unter anderem auf Ernst Kaltenbrunner, Irmfried Eberl, einst Kommandant des Vernichtungslagers in Treblinka, und Horst Wessel) können die Koalitionsfähigkeit der FPÖ ernsthaft beschädigen.
Das Problem in diesem Land ist, dass Leute wie Martin Graf oder Harald Stefan in den Medien als ganz normale Diskussionspartner durchgehen. In einem Land, das der auch in Deutschland nur partiell wirksamen *reeducation* der Alliierten allein schon durch die Lüge von Österreich als erstem Opfer des Nationalsozialismus entging, gehören selbst Politiker zum normalen Inventar der Nation, die in Gruselvereinen wie der Burschenschaft Olympia assoziiert sind, die eine zentrale Rolle als Scharnier zwischen dem gerade noch legalen Rechtsradikalismus und dem offen neonazistischen Milieu spielt.

Stephan Grigat ist Herausgeber des Bandes »Postnazismus revisited. Das Nachleben des Nationalsozialismus im 21. Jahrhundert«, der, u.a. mit Beiträgen von Gerhard Scheit und Heribert Schiedel, gerade im ça ira-Verlag erscheint.

Radio FRO



Interkultur im öffentlichen Raum?

»Weißt du, bis zu welchem Punkt du wissen kannst? Unsere Freiheit steht auf dem Spiel.«

»Kritik ist die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit. Ihre Funktion liegt in Entunterwerfung…« Diese vom französischen Philosophen Michel Foucault 1978 in seinem Vortrag mit dem Titel Qu`est-ce que la critique? aufgeworfene Frage zeigt uns, dass die Funktion der Kritik darin besteht, ungehorsam und widerständig zu sein. Entunterwerfung bedeutet in der Praxis, sich selbst zum Spieleinsatz zu machen im Ungehorsam gegen die gegenwärtige Ordnung; im Widerstand gegen die vorgegebenen Begrenzungen, die uns von einer Politik auferlegt werden. Einer Politik, die von vornherein eingrenzt, was als »richtig« und »normal« zu gelten hat, und was nicht. Entunterwerfung bedeutet weiters, die vorgegebenen Herrschaftsstrukturen durch kritisches Denken zu entautorisieren.

Integration als Exklusion

Besonders die Integrationspolitik mit ihrer Aufforderung zur Integration an eine vorgegebene nationale Werteordnung ist ein plakatives Beispiel für solch normative Vorgaben der Politik. Denn die darin vorgegebene Ordnung wird nicht demokratisch – also auch mit MigrantInnen – ausgehandelt, sondern ist schon von vornherein existent und zwingt daher zur Unterwerfung bzw. Anpassung.
Der aktuelle öffentliche und politische Diskurs über ethnische Konflikte und Probleme im Zusammenleben, die häufig auf unterschiedliche Herkunft und Kulturen zurückgeführt werden, ist ein bewusst konstruiertes Problem zur Argumentation der Aufrechterhaltung des Systems der Normen. Das, was als ethnischer Konflikt (schein-)problematisiert wird, ist vielmehr soziale Ungleichheit und unfaire Chancenverteilung, die einzig und allein der Zementierung der etablierten Machtverhältnisse dienen soll.

Was kann ich angesichts der gegenwärtigen Ordnung des Seins sein?

Was können MigrantInnen in einer Gesellschaft mit für sie bereits festgelegten Normenkonstrukten werden? Und was, wenn sie etwas zu werden beginnen, für das es im vorgegebenen System der »Wahrheit« keinen Platz gibt? Ist es nicht so, dass gerade Exkludierte, nicht der Norm entsprechende, mehr Sinn für die Orte der Systemkritik und -überschreitung haben?

Uns gefällt in diesem Zusammenhang die Idee des Paradigmas Interkultur (nach Mark Terkessidis), der – anstatt von Integration – von einem »einzigen gemeinsamen kulturellen Prozess aller Beteiligten« ausgeht. Der Begriff Interkultur bezeichnet dabei als »Kultur-im-Zwischen« einen nicht abgeschlossenen Vorgang, der erst ausgehandelt werden muss, dessen Ausgang offen ist und in welchem jede/r Beteiligte die ihm/ihr innewohnende Kultur einbringen kann. Interkultur ist etwas, das im Werden begriffen ist, »etwas, das nicht ist, oder noch nicht ganz ist – ein Prozess«. Interkultur kennt im Unterschied zur Integration keine zu erreichenden Normen und keinen vorgegebenen Ausgang. Der zentrale Ansatz für eine Neuorientierung der Gesellschaft ist nach Terkessidis im Subjekt selbst verortet: »Es wird Zeit, sich von alten Ideen wie Normen und Abweichung, Identität und Differenz, von Deutschsein und Fremdheit zu trennen und einen neuen Ansatzpunkt zu finden: Die Vielheit, deren kleinste Einheit das Individuum als unangepasstes Wesen ist, als Bündel von Unterschieden. Die Gestaltung der Vielheit muss für dieses Individuum einen Rahmen schaffen, in dem Barrierefreiheit herrscht und es seine Möglichkeiten ausschöpfen kann.«

Von Susanne Baumann und Daniela Schopf

Von der Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden

Eine dreiteilige Symposienreihe

Um dem oben beschriebenen Paradigma in einem ersten Schritt gerecht zu werden, veranstalten wir derzeit eine dreiteilige Symposienreihe, angelehnt an ein Foucault-Zitat: »Von der Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden«. Damit möchten wir einen Raum zur Reproblematisierung des Politischen in Distanz zur herrschenden Politik eröffnen. Als Versuch eines »Gegenortes« und einer antihegemonialen Intervention widmet sich die Symposienreihe in Kooperation mit der Kunstuniversität Linz und Radio FRO 105.0, dem Freien Linzer Stadtradio, den inflationär verwendeten Begrifflichkeiten **Integration, Kultur und Gender**. Der Begriff Integration und die Integrationspolitik werden als Instrumente der Macht dekonstruiert und das Paradigma der »weltoffenen Stadt« wird als Praxisbeispiel für gelebte urbane Vielfalt vorgestellt. Darüber hinaus findet eine Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff und dessen (historische und gegenwärtige) Verortung in der politischen Praxis zur Legitimation von Herrschaftsverhältnissen statt. Anhand des Programms Interkultur wird eine »Kulturrevolution in den Institutionen« als neues Paradigma und Handlungsanleitung in der Einwanderungsdebatte vorgeschlagen. Außerdem werden der Begriff Gender und die damit verbundenen Gender-Mainstreaming Maßnahmen als Instrumente zur Umverteilung gesellschaftlicher Machtverhältnisse kritisch auf den Prüfstand gestellt.
Die Idee zur Symposienreihe ist im Rahmen einer gemeinsamen Masterarbeit entstanden, in der wir am Beispiel Integration die systemimmanente Diskriminierung gesellschaftlich marginalisierter Gruppen aufzeigen wollen.
Wir, das sind Susanne Baumann (Psychologin und Politische Bildnerin) und Daniela Schopf (Juristin, freie Redakteurin und Politische Bildnerin). Wir kommen beide aus dem Feld der Migrations-arbeit und schreiben derzeit an einer gemeinsamen Dissertation im Fachbereich Kulturwissenschaften an der Kunstuniversität Linz über die Entunterwerfung des Selbst.

Von der Kunst nicht dermaßen regiert zu werden.



Das Symposium #1 zum Thema »Wem nützt Integration?« hat am 17. Februar 2012 stattgefunden.

»…dass die Welt längst den Traum von einer Sache besitzt, von der sie nur das Bewusstsein besitzen muss, um sie wirklich zu besitzen«
(Karl Marx)

Verwendete Literatur
Birge Krondorfer: Kritik der Integration, Integrität als Kritik, Mark Terkessidis: Interkultur, Michel Foucault: Was ist Kritik?

Autorinneninfo
Susanne Baumann ist Psychologin und Politische Bildnerin.
Daniela Schopf ist Juristin und Politische Bildnerin. Beide schreiben derzeit ihre Dissertation im Fachbereich Kulturwissenschaften an der Kunstuniversität Linz.

Termine

Symposium #2: Wem nützt Kultur? 20. April 2012
Symposium #3: Wem nützt Gender? 15. Juni 2012

Beginn: jeweils um 14.00 Uhr im Audimax der Kunstuniversität Linz, Kollegiumgasse 2

Nähere Infos zur Symposienreihe finden sich unter: *www.fro.at/symposium*

CBA GOES OPEN SOURCE

Liebe Hörerin, lieber Hörer!
Das CBA – Cultural Broadcasting Archive ist das größte, frei zugängliche Online-Radioarchiv der österreichischen Zivilgesellschaft. Im Laufe seines Bestehens hat es sich zu einem einmaligen Zeitdokument entwickelt, das das gesellschaftliche, politische und kulturelle Geschehen vieler Regionen Österreichs seit über zehn Jahren kritisch dokumentiert. Sein Erfolg zeigt den großen Bedarf an verwertungsfreien, offenen Plattformen, deren Förderung in Zeiten der Monopolisierung medialer Öffentlichkeiten durch YouTube oder Facebook zusehends wichtiger wird.

Freie Medieninitiativen sowie historische oder zeitgenössische private Mediensammlungen sind im Besitz einer Vielzahl von Inhalten, die der Öffentlichkeit oft nicht zugänglich sind. Dazu fehlen in der Praxis oft die technischen Mittel, das Know-How sowie die finanzielle Ausstattung zur Entwicklung entsprechender Software, vor allem für größere Datenbestände.

Mit der Veröffentlichung der Archivsoftware als Open Source möchten wir es Privatpersonen und Organisationen erleichtern, ihre schlummernden Schätze an die Öffentlichkeit zu bringen. Hilf uns, damit einen Beitrag zur infrastrukturellen Unabhängigkeit freier Mediensammlungen sowie zum freien Zugang zu Information im Netz zu leisten!

Du kannst uns mit einer Spende oder durch die Weiterverbreitung des Vorhabens unterstützen. Unsere Partnerin ist die Crowdfunding-Plattform *respekt.net*, die zivilgesellschaftliches Engagement fördert. Um eine Spende zu leisten, kannst du dich wahlweise auf der Plattform *respekt.net* registrieren oder eine Überweisung mit Zahlschein vornehmen.

Mehr Informationen findest du auf der Projekthomepage unter *http://cba.fro.at/opensource*.

Vielen Dank für deine Unterstützung!



VERLAUTBARUNGEN DES VERANSTALTUNGSDEZERNATS

Es gibt wieder Strom!

Alles neu macht der April! Am **Freitag, den 13. April 2012** öffnet
das Café Strom nach einem langen Winter wieder seine Pforten.
Monate der Schufterei sind vergangen, nun werden die Schleier
gelüftet und Gerüchte und Vorahnungen können überprüft werden.
Es erwarten euch viele erstklassige Produkte, vorwiegend aus biolo-
gischer und regionaler Produktion in einem einzigartig gestalteten
Lokal. Für die Lektüre zum Nachmittagskaffee ist mit einem
Büchertauschregal und einem großen Sortiment von Tages-, Wochen- und
Monatszeitschriften gesorgt, die Strom-Spiele-Sammlung (Backgammon
bis Tyrannen-Qartett) wartet auch auf euch.

Komm zur Eröffnung und staune!

Neue Öffnungszeiten!
Di – Do: 14.00 – 01.00 Uhr
Fr & Sa: 14.00 – 04.00 Uhr



Black Metal hat auch Gefühle

Dan Rockers Glosse „Hippie-Nazis with Machinegundrums – FUCK OFF!"
hat sich eine Replik redlich verdient. Von Stephan Roiss*

Im ersten Heft des runderneuerten Kapuzines (Ausgabe
Jänner & Februar) schreibt Dan Rocker eine ganze
Kolumne lang gegen Black Metal an. Essenz: Besagtes
Genre sei zur Gänze abzulehnen. Begründung: Alles
Nazis. Der O-Ton von Dan Rocker gibt sich deutlich
blumiger: „Black Metal ist der Soundtrack für (meist
skandinavische) Neonazis, die in ihrem Wahn Kirchen
anzünden, vergewaltigen, sowie Ausländernnen [sic] und
konkurierende [sic] Gitarristen ermorden." Eine durch-
aus differenzierte Darstellung also; ohne haarsträu-
bende Pauschalurteile und frei von polemischen
Verkürzungen. Nicht.
Zweifelsohne gab es zahlreiche Black Metal-Bands, die
sich zur nationalsozialistischen Ideologie bekannten
oder zu dieser in einem unausgesprochenen
Naheverhältnis standen. Und es gibt sie auch heute
noch. Es gibt jedoch auch nach wie vor Liedermacher,
die mit zerlegten Akkorden und Gesang rechtsextreme
Ideen propagieren. Macht das Reinhard Mey zum
Faschisten? Muss man Mendelssohn-Bartholdy nicht
eigentlich postum zum Antisemiten erklären – schließ-
lich war Richard Wagner einer. Und wenn wir schon mal
dabei sind, gestehen wir uns doch endlich ein, dass
Texta ein sexistischer Haufen der übelsten Sorte ist
– den Beweis liefern die Rap-Lyrics von Kollegah aus
Hessen. Nicht wahr?
Doch halt. Mein Sarkasmus ist voreilig. Denn es steht
prinzipiell jeder und jedem frei, mit einem Begriff
von Black Metal zu operieren, der nationalsozialisti-
sche Gesinnung als notwendige Bedingung installiert:
Dann muss eine Band eine Nazi-Band sein, um überhaupt
als „Black Metal-Band" etikettiert werden zu können.
In den frühen 90ern wäre eine terminologische Setzung
dieser Art sogar partiell nachvollziehbar gewesen. Ich
halte sie 2012 für heuristisch wertlos und eine aus-
schließlich musikalische Bestimmung von Black Metal
für wesentlich adäquater. Aber wenn man den Ausdruck
„Black Metal" auf die zuvor beschriebene Weise verwen-
det, gilt es jedenfalls gründlich zu prüfen, ob eine
Band das entsprechende Weltbild vertritt, bevor man
sie als Black Metal-Kombo (und damit als Nazis)
abstempelt. Dan Rocker scheint allerdings einen ande-
ren Weg zu gehen. Für ihn ist offenbar alles, was im
öffentlichen Diskurs als „Black Metal" gehandelt wird,
automatisch gebrandmarkt und rechts vom rechten Rand.
Schluss. Aus. Kurzschluss. Womit begründet Dan Rocker
seine Überzeugung, dass überall, wo „Black Metal"
draufsteht, Hitler drin ist? Durch nichts. Zumindest
durch nichts, was auch nur formal einem Argument
ähneln würde.
So weit, so skurril. Doch Dan Rocker begnügt sich
nicht damit, mal kurz einer ganzen Musikrichtung mit
der Nazikeule eins über zu ziehen. Seine Schreibwut
findet noch zwei weitere Opfer. Zum einen eine „ver-
wirrte Popdiskurspostilie" mit dem „(by the way grot-
tenschlechten) Namen »thegap«. Zum
anderen einen „Südsibirischen
[sic] Rockschuppen namens
Kaffwerkstatt", sprich – kombinie-
re, kombiniere – die
Stadtwerkstatt. Beide werden ver-
bal hart attackiert, weil sie in
jüngster Vergangenheit Black
Metal ein Forum geboten haben.
Das konkrete Vergehen von thegap
war es, in Ausgabe 122 einen
Artikel mit dem Titel „Black
Metal 3.0" abzudrucken. Darin
gibt Werner Schröttner einen
Abriss über die Geschichte von
Black Metal und einen Überblick über aktuell ein-
flussreiche Formationen der Szene, darunter etwa
Liturgy oder Wolves In The Throne Room (WITTR).
Bands, die auf unterschiedliche Weise den Sound ihres
Genres reformieren und deren Musik von eingefahrenen
Metalheads gerne als „Hipster-Metal" beschimpft wird.
Für Dan Rocker wiederum ist es „der selbe Esonazi-
Scheiss [sic] in neuem Gewand".
Noch schlimmer als thegap erwischt es die
Stadtwerkstatt. Die hat im November 2011 ein Konzert
der bereits erwähnten WITTR veranstaltet. Eine Sünde
vor dem Herrn Dan Rocker. Nazialarm! Dabei weiß Dan
Rocker selbst, dass WITTR aus der (stark queerfemini-
stischen und punklastigen) Subkultur Olympias
(Washington) stammen, Umweltaktivismus betreiben und
zusammen als Selbstversorger auf einem Bauernhof
leben. Die offensiv gelebte Naturspiritualität von
WITTR trägt sicherlich abstruse Züge. Aber nach klas-
sischem Nazi-Lifestyle klingt das alles nicht. Ist
aber auch nebensächlich. Wozu Indizien sammeln, die
die Anklage entkräften sollen, wenn die Anklage frei
von Gehalt ist? Informationen, die die Verunglimpfung
von WITTR unterfüttern würden, liefert Dan Rocker
nämlich keine. Stattdessen schließt er seine Kolumne
mit einem Appell an die Stadtwerkstatt, der endgültig
den Vogel abschießt: „Hört euch daheim an, was ihr
wollt – aber wenn schon Nazirock dann seit [sic]
wenigstens so ehrlich und holt die »Dreckig, kahl und
hundsgemein« von Störkraft aus eurem Geheimregal!
HEIL HIPSTER!"
In einem Text das Stilmittel der Überzeichnung einzu-
setzen ist völlig legitim. Aber die Stadtwerkstatt
ins rechte Eck zu rücken, ist kein Akt der
Überzeichnung, sondern das Maximum an Absurdität in
Schriftgestalt. Provokation gelungen.



*Stephan Roiss schreibt u.a. auch für das Kapuzine.

VERANSTALTUNGEN STWST

APRIL/MAI



Fr. 06.04.2012 20:00 Buchpräsentation
Erwin Riess: Herr Groll im Schatten der Karawanken

Sa. 07.04.2012 22:00 The Canyon Observer // Phal:Angst // Dirt Deflector (postrock/sludge/metal/noise/doom)

So. 08.04.2012 21:30 Heiligenblut CD-Präsentation mit **Kung Fu Kitty // Piano Crash**

Fr. 13.04.2012 21:30 Strom Eröffnung Tag 1 mit **Fuckhead // Porn to Hula**

Sa. 14.04.2012 22:00 Strom Eröffnung Tag 2 mit **NDLDJ** (Morphed) // **Fireclath // Rapha L.**

Di. 17.04.2012 21:00 Paul Armfield // Rue Royale (Akustisch/Folk)

Do. 19.04.2012 19:30 ROMA MEMENTO Zukunft ungewiss? Der neue Film von Marika Schmiedt. Siehe Seite 11.

Fr. 20.04.2012 22:00 Pretty Riddles // Light Leaks (Rock/Indie)

Sa. 21.04.2012 22:00 No Bass No Fun Rec. Night

Mi. 25.04.2012 23:00 THE FUTURE SOUND pres. SHIGETO (Ghostly Rec./US) feat. MC Selfsay

Fr. 27.04.2012 22:00 F.R.Inc feat. Estha Esrah, 3MinutenEi, Hinterland, Manekin Peace & Perquist, DJ Rapha.L

Mo. 30.04.2012 22:00 Fireclath Reggae/Dancehall Party

Do. 03. - 05. Mai 2012 Treffpunkt Afrika Siehe Seite 3-5

So. 06.05.2012 21:00 TV Buddhas

Do. 10.05.2012 21:30 It's Everyone Else // Ludovik Material (electro-industrial noise-rock)

Fr. 11.05.2012 23:00 The Bulldogs + DJ Marcelle

Sa. 12.05.2012 21:00 NI (spacerock/linz)

Mi. 16.05.2012 21:00 Dayglo Abortions (HC-Punk/Can)

Sa. 19.05.2012 18:00 Kartoninstrumente Kontest Aftershowparty mit Da Staummtisch

Mo 28.5.2012 19:30 „Postnazismus revisited. Das Nachleben des Nationalsozialismus im 21. Jahrhundert" - Buchpräsentation und Diskussion mit Stephan Grigat. Siehe S. 16

Impressum versorgerin Nr. 0093 / april 2012 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . email: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, barbara huber, anna masoner, didi neidhart, olivia schütz . coverzeichnung: franz xaver . layout: astrid benzer, astrid.benzer@aon.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.500 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**